Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 31 — Marburg i. H., den 2. August — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Die Stimme in der Stille — In Sachen der chinesischen Mission — Goldne Worte zur Schulreform. Erstes Stück — Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Evangelischen Oberkirchenrats in Preußen — Die künftige unierte Freikirche in Schottland — In Sachen des Buches von Troels-Lund „Himmelsbild und Weltanschauung“: 1. Erwiderung des Herrn Verlegers; 2. Schlußwort des Herausgebers — Emil Frommel auf seinem Heimatsboden — Warum ich nicht nach Oberammergau gehe — Verschiedenes: Soll man nach Oberammergau reisen? Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung; Zu dem Briefe des Herrn von Brandt — Anzeigen

Die Stimme in der Stille

Und eine Nacht thut es kund der andern ....

Wir gingen auf den Hügel über dem Kirchhof und sahen auf die Wälder herab, meilenweite Wälder. Und der dunkler gewordene Himmel senkte sich. Und die Welt wurde stille. Und die Stille wurde so groß, daß sie Alles erfüllte und für unser Herz nicht Raum ließ und es bedrängte, also daß wir schwer zu atmen begannen, wie man in schweren Träumen atmet.

Bis daß die Stille sich in Laute löste und langsam vom Walde her auf uns zu zu wandeln begann, die Stimme des Herrn, und um uns schlug und durch uns hindurchschlug.

Was sie uns sagte? Wir waren einen Augenblick wie in starke Kraft eingetaucht, wie überströmt, und das ganze Leben war in eine Sekunde gedrängt und war vor uns, daß wir es schauten, und in uns, daß wir es fühlten, ganz hell und klar, voll Glanz.

Was die Stimme uns sagte? Meinst du wirklich, daß man das Wort in Worte fassen kann? — —

Es giebt Leute, die es durchaus nicht verstehen können, und noch nie gehört haben, daß die Stille spricht. Aber ich wüßte nicht, wodurch sich die Kinder Gottes von den andern unterscheiden sollen, wenn nicht dadurch, daß ihnen die Stille spricht.

Bonus

In Sachen der chinesischen Mission

Petersburg, Dampfjacht „Latona,“ den 19. Juli 1900

Ew. Hochwürden

sehr geschätzte Zeilen vom 10. d. Mts. und die Nummer der Christlichen Welt vom 12. sind mir vorgestern im Augenblick meiner Abfahrt von Narva zugegangen, sodaß ich erst hier dazu komme, sie zu beantworten. Ich nehme gern Ihre Aufforderung an, mich in den Spalten Ihres Blattes über die Missionsfrage in China zu äußern, obgleich mir, wenn ich offen sein soll, die bereits erfolgte Bezeichnung meiner Ansichten als ungeheuerlich und wenig zweckgemäß im jetzigen Augenblick wenig Hoffnung giebt, dieselben ruhig und unparteiisch beurteilt zu sehen.

Was den letzteren Punkt, das Unzeitgemäße meiner Aeußerung anbetrifft, so kann ich nicht umhin, grade den jetzigen Augenblick für durchaus geeignet zu halten auf die Ursachen aufmerksam zu machen, die meiner Ansicht nach zu der Bewegung in China wesentlich beigetragen haben. In gewöhnlichen Zeiten, so lange sich Alles äußerlich glatt abzuwickeln scheint, sind Regierungen und öffentliche Meinung wenig geneigt, sich um das zu kümmern, was unter der Oberfläche vorgeht, aber, wenn Hunderte und Tausende unserer engeren und weiteren Landsleute ihr Leben in die Schanze zu schlagen haben und Hunderte und Tausende von Familien in Zittern und Zagen Nachrichten von ihren Lieben in China erwarten, dann ziemt es sich meiner Ansicht nach wohl, nach den Ursachen zu fragen, denen nicht die ganze Schuld, aber wohl ein großer Teil derselben an den augenblicklichen Vorgängen zuzuschreiben sein dürfte, und ohne Scheu vor möglichen persönlichen Folgen die Antwort zu geben, die die eigne Erfahrung und das eigene Gewissen diktieren. Und die Antwort ist für mich die, daß ein großer, wenn nicht der größte Teil des Fremdenhasses auf die Thätigkeit der christlichen Missionen zurückzuführen ist und daß, wenn nach der Niederwerfung der Bewegung und der Bestrafung ihrer Urheber und der mit ihr verbunden gewesenen Greuelthaten, keine Aenderung in der Art und Weise der Missionen eintritt, wir in zehn Jahren wieder vor einer Krisis stehn werden, die die jetzige noch an Umfang und Schrecken übertreffen dürfte.

Ehe ich darauf eingehe, die Gründe auseinanderzusetzen, die mich zu dieser Ansicht bewegen, möchte ich bemerken, daß, wenn ich mich in meinen Bemerkungen hauptsächlich auf die protestantischen englischen und amerikanischen Missionare bezogen habe, dies der Thatsache zuzuschreiben ist, daß die deutschen und schweizerischen protestantischen Missionare in Südchina im allgemeinen eine viel besonnenere und verständigere, ich möchte sagen, weniger offensive Haltung beobachtet haben als ihre englischen und amerikanischen Brüder. Bei den katholischen Missionaren besteht außerdem stets die Möglichkeit einer Einwirkung auf ihre hierarchischen Vorgesetzten, auf die, weil an Ort und Stelle befindlich und darum des Gefühls der Verantwortlichkeit in höherem Maße bewußt, Gründe der praktischen Vernunft besser und schneller zu wirken pflegen als auf die Tausende von Meilen entfernten Vorstände protestantischer Missionsgesellschaften.

Ich will aber auch zugleich bemerken, daß ich Protestanten und Katholiken unter der einen Bezeichnung als Christen zusammenfaßte und daß der Versuch, der ja leider auch in der Christlichen Welt gemacht worden ist, einen Unterschied in der Auffassung und Haltung der Mitglieder der beiden Konfessionen zu konstruieren und festzulegen, weit entfernt dem Christentum als solchem in China zu nützen, nur dazu angethan ist, dasselbe in den Augen der Chinesen noch mehr zu kompromittieren. Während meiner amtlichen Thätigkeit in China ist mehr als eine Thatsache zu meiner Kenntnis gekommen, die mich mit tiefem Bedauern über den Mangel an christlicher Liebe und weltlichem Takt erfüllt hat, die aus ihr sprach, und ich muß hinzufügen, daß es meistens protestantische Missionare waren, die sich zu Angriffen gegen ihre katholischen Mitchristen hatten verlocken lassen. Der kulturelle Wert des Christentums liegt für mich in ihm selbst und nicht in der Konfession, und ein Hervorheben der Unterschiede zwischen den Bekennern der ver-

schiedenen unter denselben kann nie die Achtung der Heiden vor dem Christentum als solchem erhöhen.

Und nun um auf die Frage selbst zu kommen. Was würden Ew. Hochwürden und Ihre Herrn Amtsbrüder thun, wenn auf Grund von mit Waffengewalt errungenen Verträgen buddhistischen Missionaren das Recht eingeräumt worden wäre, sich überall in Deutschland niederzulassen, ihre Häuser und Kirchen auf den besten durch Volksglauben und -Aberglauben geheiligten Stellen zu errichten und an allen Straßenecken oft in recht mangelhaftem Deutsch zu predigen? Würden wir nicht täglich und stündlich erleben müssen, daß die Bevölkerung gegen die fremden Eindringlinge Front machte, und würden Sie, Herr Pfarrer, und Ihre Herren Amtsbrüder nicht mit Feder und Wort gegen die gelben Missionare eifern? Und wenn wir wissen wollen, zu welchen Ausschreitungen das führen könnte und müßte, so brauchen wir doch nur an die Blüten zu denken, die der Antisemitismus in Deutschland und andern Ländern so herrlich treibt. Sie werden mir erwidern, daß es sich da um zwei ganz verschiedene Dinge handle und daß, was dem Verkünder der wahren Lehre gestattet sein müßte, dem der falschen nicht erlaubt sein könne. Und das ist eben der Punkt, in dem eine Verständigung, wie ich fürchte, zwischen uns nicht möglich ist. Denn ich bekenne mich zu der Ansicht, daß das, was dem Einen recht ist, dem Andern billig sein müßte, und daß ebenso, wie es eine Thorheit sein würde, unserm Volk die Duldung chinesischer und mongolischer Missionen aufzuzwingen, es eine Thorheit gewesen ist, dem chinesischen Volke die Duldung christlicher Missionen zuzumuten.

Nimmt man nun dazu, daß das Verhalten der einzelnen Missionsgesellschaften und Missionare oft durchaus nicht der Art gewesen ist, um dem Chinesen den ihm auferlegten Zwang erträglicher erscheinen zu lassen, daß bei dem leider nur zu oft durch Vorspiegelung falscher Thatsachen ermöglichten Ankauf von Grundstücken, bei der Errichtung von Gebäuden, bei der Mißachtung berechtigter und unberechtigter Eigentümlichkeiten der Chinesen — und auch die letzteren haben ihre raison d'être und ihre Bedeutung —, bei Verstößen gegen das chinesische Zeremoniell usw. von Missionaren oft und viel gefehlt worden ist, daß bei der Auswahl der Missionare durchaus nicht mit der gehörigen Sorgfalt verfahren und nur zu oft die Quantität der Qualität vorgezogen worden ist, so kann man sich, auch wenn man die Ausschreitungen der Massen gegen die Missionare auf das tiefste beklagt und verdammt, nicht des Gefühls erwehren, daß von Seiten der Letzteren Manches, recht Vieles geschehen ist, was besser unterblieben wäre. Zwei Drittel der Arbeit der Gesandtschaften und Konsulate sind durch Beschwerden, Ansprüche und Forderungen von Missionaren veranlaßt worden; und wenn von Seiten einzelner Missionsgesellschaften behauptet wird, daß sie nie die staatliche Unterstützung in Anspruch genommen haben, so beweist das nur, wie wenig sie von thatsächlichen Vorkommnissen unterrichtet sein können, oder wie verschieden die Auffassungen über das sind, was man als eine Anrufung der staatlichen Unterstützung bezeichnet und ansieht. Die Erwiderung, die Lord Salisburys sehr gemäßigte und verständige Aufforderung zu größerer Vorsicht seitens der Missionsgesellschaften bei diesen gefunden hat, beweist, wie weit dieselben von dem Standpunkt entfernt sind, der für die Zukunft einzig und allein dauernde, segensreiche Erfolge versprechen könnte.

Ist es ein erfreuliches Schauspiel zu sehen, wie in den Zeiten der Gefahr die Missionare ihre Gemeinden verlassen und in die geöffneten Häfen flüchten? Ich freue mich über jeden Einzelnen, der auf diese Weise in Sicherheit gelangt; aber würde das Christentum heute in Europa die herrschende Religion sein, wenn bei den Verfolgungen im Römischen Reich die Hirten ihre Herde verlassen hätten, ich sage mehr, durch die Verhältnisse gezwungen gewesen wären, das zu thun? Und daß in China die Notwendigkeit dafür vorliegt, daß sie als selbstverständlich angesehen und ohne Gewissenszweifel und Qualen geübt wird, ist für mich der Beweis, daß da, wo dies geschieht, ein fundamentaler Fehler vorliegt. Wo der Hirt nicht bei seiner Herde bleiben kann, da soll er nicht hingehn, sondern sich auf Plätze und Gegenden beschränken, wo er sicher ist, Gutes und Böses mit den Gliedern seiner Gemeinde teilen zu können.

Nichts steht mir ferner als an dem Glaubensmut und der Opferwilligkeit vieler, sehr vieler Missionare zu zweifeln; was ich tadle, ist das Prinzip, das sie in die Lage bringt, sich retten zu müssen, wo ihre Proselyten sterben. Darin durch eine weise Beschränkung der Thätigkeit der Einzelnen Abhilfe zu schaffen, wird Aufgabe der Missionsgesellschaften, oder falls sie dieser Pflicht — ich finde keinen andern Ausdruck — nicht nachkommen, der Regierungen sein, wenn Beide nicht die Verantwortlichkeit für das in Zukunft vergossene Blut übernehmen wollen.

Daß eine Aenderung und Besserung nicht durch die Erklärung der Missionare, daß sie keinen staatlichen Schutz beanspruchen, herbeigeführt werden kann, ist klar; nicht vierzehn Tage würden sie an einem Platz im Innern Chinas geduldet werden, wenn der staatliche Schutz nicht hinter und über ihnen stände. Und wenn sie gemißhandelt oder getötet würden, so würde trotz allen von ihnen abgegebenen Erklärungen die öffentliche Meinung ein Einschreiten fordern und erzwingen. Die Frage liegt also nur zwischen Vor- und Umsicht seitens der Missionsgesellschaften oder einem durch den Staat auszuübenden Zwange, und es wäre im Interesse der Missionsthätigkeit dringend erwünscht, daß die Gesellschaften sich zu dem ersteren entschlössen. Wieviel Hoffnung dazu vorhanden ist, werden Ew. Hochwürden besser ermessen können als ich.

In den vorstehenden Zeilen habe ich mich offen und ehrlich ausgesprochen, und ich beanspruche Nichts weiter, als daß die dargelegten Ansichten als der Ausdruck meiner ehrlichen auf mehr als dreißigjährigen Thätigkeit an Ort und Stelle beruhenden Ueberzeugung angesehen werden. Eine Polemik beabsichtige ich nicht zu führen, sondern die Entscheidung der Zukunft, die solche ja immer zu bringen pflegt, zu überlassen.

Die Frage der politischen Thätigkeit einzelner Missionare habe ich nicht berührt. Aber wer die Geschichte des Taipingaufstandes und des Kang yu wei'schen Reformversuchs kennt, wer mit den publizistischen Leistungen einzelner Missionare bekannt ist, der wird darüber nicht im Zweifel sein können, wie viel auch nach dieser Richtung hin gefehlt worden ist.

In vorzüglicher Hochachtung

Ew. Hochwürden ganz ergebener

M v Brandt

Goldene Worte zur Schulreform

1

„Dienen die alten Sprachen nur als abgetöteter Stoff, aus dem wir, außer formaler Bildung durch grammatisches Studium Nichts als eine historische Kenntnis ziehen; bleibt der nicht seltene Ekel vor den Schulautoren und dem philologischen Schulstaube eine allgemeinere Erscheinung, so werden die Schutzreden für den sogenannten Humanismus durch ihren Kontrast mit der Wirklichkeit nur dazu beitragen, die Beseitigung der griechischen und römischen Autoren aus unsern Schulen zu beschleunigen.“

So sagte der nicht nur durch seine Anthropologie der Naturvölker bekannte, sondern auch durch seine pädagogischen Schriften höchst verdienstvolle Professor Theodor Waitz vor fast einem halben Jahrhundert in seiner „Allgemeinen Pädagogik.“ Als ich sechzehn Jahre nach dem Erscheinen dieses Buches das Abiturientenexamen machte, verschworen sich, mit einer Mischung von Verachtung und Entrüstung nicht wenige meiner Klassengenossen die Bücher der klassischen Litteratur niemals wieder anzusehen. Ich war aufs äußerste darüber betroffen, was hier der Unterricht vermocht hatte. Wohl hatte auch ich die Langeweile nicht nur der Grammatikstunden, sondern auch der grammatistischen Auslegung der griechischen und römischen Schriftsteller reichlich kennen gelernt. Aber daß dadurch selbst ein Homer bis zu diesem Grade hatte verleidet werden können, war mir peinlich überraschend. Erschienen mir auch jene

Gelübde schon damals wie ein Frevel gegen das Heilige, so war doch dies Ergebnis der sogenannten klassischen Bildung für die Schule im höchsten Grade belastend

Seit jener Zeit hat sich schon Manches gebessert. Aber die Besserung genügt heute noch keineswegs allen berechtigten Wünschen. Deshalb erwirbt sich auch um den jetzigen Betrieb der Schule jedes Buch ein Verdienst, das uns für den Fortschritt in ihrer Reform die rechte Anleitung giebt. Darauf darf nun das soeben zitierte Buch von Waitz im vollsten Sinne Anspruch erheben. Es ist ein halbes Jahrhundert nach seinem ersten Erscheinen noch keineswegs veraltet und tritt daher nunmehr von neuem in vierter Auflage in die Oeffentlichkeit. Ich möchte es mit einigen empfehlenden Worten begleiten; es enthält eine reiche Fülle wahrhaft goldener Worte auch für unsre heutige Erziehung.

2

Sein Gesamttitel lautet:

„Theodor Waitz, Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften." Vierte vermehrte Auflage, herausgegeben von Otto Willmann, Professor zu Prag. Braunschweig, Vieweg und Sohn 1898. Mit Beigaben und Portrait des Verfassers. 552 S. (dazu die einleitenden Aufsätze mit 86 S.) Preis 5 Mk.

Es ist hier nicht der Ort uns in das Einzelne des Waitzschen Systems der Pädagogik näher einzulassen, zumal man annehmen darf, daß dies den hierfür Interessierten schon aus den früheren Auflagen hinreichend bekannt ist. Der Verfasser steht auf einem gemäßigten Herbartschen Standpunkte; er hat das fruchtbare, aber zuweilen überscharfe Salz seines Meisters durch Ingredienzien aus Pestalozzi und Schleiermacher gemildert. Aber was sollen Namen! Zuletzt kommt es darauf an, daß in der Pädagogik Leute zu Worte kommen, die Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben. Waitz ist kein bloßer Theoretiker, sondern spricht aus der vollen eigenen Erfahrung heraus. Daher findet sich unter seinen mannigfachen Vorschlägen zur Reform des Unterrichts kaum einer, den man als verstiegen oder unausführbar bezeichnen müßte. Seine wertvollen, pädagogischen Weisungen gewinnen durch die dem Verfasser charakteristische durchsichtige Klarheit seines Denkens und seiner Darstellung, die sich mit sittlichem Ernst und warmem Gemütston verbindet, leicht Kopf und Herz aller denkenden Freunde der Schule.

Die Erziehung hat nach Waitz zum Ziele, für den noch bildsamen Menschen eine sittliche Gestaltung des Lebens anzubahnen und zu sichern (73). In diesem Sinne ist ihm die Pädagogik die angewandte Ethik, während die Psychologie als Hilfswissenschaft über die Wirksamkeit der Mittel zum Erziehungszwecke entscheidet. Wenn man die hinreichende Vorbereitung durch den Anschauungsunterricht voraussetzt, so hat sich die eigentliche Erziehung für ihren Zweck auf die Bildung des Gemüts und des Verstandes zu richten. Dadurch soll sie den werdenden Menschen zur inneren Freiheit, zur allgemeinen wohlwollenden Gesinnung und zur Hingebung an die wesentlichen Interessen des Menschen als solchen in der Gesinnung und mit der That heranbilden (73, 75). Diese Interessen sind sinnlicher, intellektueller, ethisch politischer, ästhetischer und religiöser Art. Ihnen entspringen die verschiedenen Berufe, die jene Hingebung des Einzelnen an das Ganze vermitteln (72).

3

Bei weitem den Hauptnachdruck legt Waitz auf die rechte Entwicklung des Gemütslebens, und in der That ist ohne diese die Ausbildung zu einer wahrhaft sittlichen Persönlichkeit, welche die rechte Stellung in individueller und sozialer Hinsicht einnimmt, nicht denkbar. Von der negativen Seite der Gemütsbildung, die vor allen Dingen die überwiegenden sinnlichen Interessen zu hemmen hat und zu zügeln lehrt, können wir hier absehen. Für die positive Seite kommen vor allem die geistigen Interessen in Frage. Während deshalb der Ausbildung der Intelligenz die intellektuellen Interessen anheim fallen, handelt es sich hier im wesentlichen um die ethisch politischen, ästhetischen und religiösen Interessen. So zeigt Waitz, wie das Haus für das Kind die erste positive gemütsbildende Macht sei, wie hier schon die Grundlage für die sittliche Freiheit, für Menschenliebe und Glauben gelegt wird. „Lernt das Kind nur zuerst die Liebe zum Vater und zur Mutter und die Achtung vor ihren Geboten zum Motiv seines Handelns machen, und befestigt sich diese Gesinnung hinreichend, so kann es ohne Schwierigkeit von hier aus auf den Standpunkt des religiösen Menschen erhoben werden, der aus Liebe zu Gott und aus Achtung vor seinen Geboten die ihm obliegenden Pflichten erfüllt" (193). Doch ist dann für die Gemütsbildung eine Erweiterung des ursprünglich enger begrenzten Kreises der persönlichen Teilnahme erforderlich, „durch die er allmählich zu der allseitigen Ausbildung des allgemeinen Wohlwollens fortschreiten kann." „Diese geschieht durch die Schule." „Auch darf die Teilnahme an Andern nicht beschränkt bleiben auf die Familie und die gleichaltrigen Kameraden; sie soll sich weiter ausdehnen auf Alle, die durch Gleichartigkeit des äußeren und inneren Lebens ihm verwandt, durch das Band gemeinsamer Abstammung und kulturhistorischer Entwicklung mit ihm verbunden sind;" es tritt in dieser Hinsicht besonders die Muttersprache als gemütbildende Macht auf. Endlich soll das Interesse auf Vergangenes und Künftiges, auf das ganze Menschengeschlecht, seine Thaten und Schicksale erstreckt werden (200).

Vortreffliches sagt Waitz dann über die Muttersprache als Trägerin und Ausdruck der nationalen Gemüts- und Gefühlszustände. Er zeigt, „wie die Sprache den Charakter einer Nation mit begründet, erhält und fortpflanzt," (252), wie schädlich es daher im allgemeinen sein muß, das Kind zu früh mit einer andern als seiner Muttersprache bekannt zu machen. Wie oft wird hiergegen gerade noch in den Ständen gesündigt, die für das Volk als Muster vaterländischer Gesinnung dastehen sollten! In wie gefährlicher Weise begünstigt aber, zumal in den früheren Kinderjahren die Fremdländerei des Sprechens die Fremdländerei der Sinnesart! Ist doch die Sprache erst das Mittel „die eigenen inneren Zustände allmählich abzuklären und zu verdeutlichen. Daher prägt sie „dem Gemütsleben einen bestimmten, nationalen Typus auf und erteilt der Zusammenfassung des gesamten Lebens sowohl nach der religiösen und sittlichen, als nach der ästhetischen und geselligen Seite hin die eigentümliche Färbung, die mit ihr und durch sie in das Gemüt des Kindes eingeht." Daher kann es „keine gleichgiltige Sache sein, ob das Gemütsleben des Kindes zuerst in einer Sprache vollkommen heimisch werde, oder ob man es trotz des Widerstrebens der Natur sogleich in zwei verschiedene hineinpasse" (258).

(Fortsetzung folgt) Schwartzkopff

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Evangelischen Oberkirchenrats in Preußen

Der Evangelische Ober-Kirchenrat hat am 29. Juni das Jubiläum seines fünfzigjährigen Bestehens begangen und zu dieser Feier eine Denkschrift mit beschränkter Oeffentlichkeit herausgegeben, die in großen Zügen ein Bild der Entwicklung unsrer Kirche im letzten halben Jahrhundert entwirft. Die Denkschrift ist naturgemäß wesentlich Urkunde. Sie geht von dem denkwürdigen Umstand aus, daß am Anfang des Jahrhunderts durch Königliches Publikandum vom 16. Dezember und Verordnung vom 26. Dezember 1808 die bestehenden Konsistorien aufgelöst und die gesamte Verwaltung auch der inneren kirchlichen Angelegenheiten den Staatsbehörden übertragen wurde. Das streift denn an Cäsaropapismus. Vergleicht man mit dieser rückschrittlichen Wendung die Lage am Ende des Jahrhunderts, so kann man die kirchliche Oberbehörde zu ihrem eignen Bestehen und ihrer Wirksamkeit nur aufrichtig beglückwünschen.

Allerdings ist das Verhältnis von Kirche und Staat ein fortwährend wechselndes und im Fluß begriffenes, das immer

neue Aufgaben stellt und nie zum Abschluß kommt. Auch damit beschäftigt sich die Denkschrift. Sie stellt als Richtlinien für eine normale gegenseitige Ordnung folgende Stücke hin: auf Seiten der Kirche rückhaltlose Anerkennung der territorialen Souveränetät des Staates unter Verzicht auf jede politische Tendenz im Einzelnen und jede politische Machtentfaltung im Ganzen, auf Seiten des Staates die ebenso rückhaltlose vertrauensvolle Verständigung mit der Kirche über ihre ferneren Ziele und Aufgaben. In diesem Zusammenhang taucht die Erwartung auf, die Staatsregierung werde die kirchliche Verwaltung nicht wie früher an sich zu ziehen suchen, sondern deren Organen immer mehr die Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit zugestehn, die sie zu ersprießlichem Wirken nötig habe. Namentlich bedürfe es gesetzlicher Normen für gewisse von den staatlichen Instanzen zu treffende Entscheidungen, und im Gegensatz zu der bloßen Verordnung von oben her sei die stärkere Heranziehung der Verwaltungsgerichtsbarkeit in allen das kirchliche Leben berührenden Rechtsfragen aufs dringendste zu wünschen. Die Meinung ist offenbar, das bisher bestehende Verhältnis zwischen Staat und Kirche habe sich im Ganzen bewährt und sei grundsätzlich aufrecht zu erhalten, im Einzelnen müsse Raum bleiben für notwendige Verbesserungen im Sinne größerer kirchlicher Freiheit, aber von Fall zu Fall, unter Abweisung aller Konsequenzmacherei, die aus vorgefaßten Meinungen urteilt. Die Stellung der Kirche regele sich dabei nach allgemeinen Gesichtspunkten, deren oberster lautet: die Kirche ist unpolitisch; während die Stellung der Staatsregierung ohne eine Bindung durch Grundsätze auf Vertrauen und Verständigung gegründet wird. An diesem Punkte klaffen die Gegensätze auf, die zwischen Theorie und Praxis, zwischen Regierenden und Regierten in der Kirche erfahrungsmäßig vorhanden sind. Man erinnert sich der thatsächlichen Verquickung von Politik und Religion auf allen Stufen des kirchlichen Lebens, man erinnert sich jenes Erlasses des Oberkirchenrats gegen die sozialpolitische Thätigkeit der Geistlichen, der selbst als politischer Akt empfunden wurde, man erinnert sich umgekehrt daran, daß Harnacks Berufung nach Berlin ausschließlich das Verdienst des Landesherrn gewesen ist. Man begreift auch den Widerspruch, den die Vertreter hochkirchlicher Ideale, die Freunde Stoeckers und der ehemaligen Hammersteinschen Anträge von ihrem an der Volkskirche mehr und mehr verzweifelnden und der Freikirche zustrebenden Standpunkt aus erheben müssen. Wir unsrerseits gestehen zu, daß die Grundsätze der Denkschrift den ungeheuren Vorteil bieten, die preußische Landeskirche in absehbarer Zeit vor heillosen Experimenten zu bewahren. Diesen Vorteil schlagen wir höher an als alle offenkundigen Mängel, höher auch als alle verborgenen Wohlthaten, mit denen uns die bekannten Danaer, die die Kirche im Namen der Freiheit retten, aber die Geister knechten wollen, schon längst beglücken möchten.

Neben den Beziehungen von Kirche und Staat empfängt das innerkirchliche Leben manche interessante und lehrreiche Beleuchtung. Allen voran steht natürlich die Kirchenverfassung, deren Werdegang von den ersten Anfängen bis zu ihrem segensreichen Abschluß in knapper, aber umfassender Darstellung überaus sorgfältig vorgetragen wird. Der Evangelische Ober-Kirchenrat unterscheidet hier gewiß mit Recht zwischen der Begründung der Gemeindeorgane und der der synodalen Körperschaften, die ganz verschiedenen Aufgaben zu dienen haben. Jene waren schlechterdings unentbehrlich, um das innere Leben der Gemeinden zu fördern, ja vielfach erst zu wecken. Die synodalen Vereinigungen sollten nach obenhin wirksam werden und dem Kirchenregiment zur Ergänzung dienen. In höchster, wahrhaft vornehmer Unbefangenheit schildert die Denkschrift die Gefahren, die dem Kirchenregiment alten Stils aus der Abgeschlossenheit vom praktisch-kirchlichen Leben und der überlieferten büreaukratischen Gewohnheit erwachsen mußten. Ebenso stark wird freilich betont, daß die Vorbilder parlamentarischen Lebens zum Aufbau der synodalen Instanzen durchweg unbrauchbar waren. Sehr günstig lautet das Urteil über die Erfahrungen, die mit dem Recht des Landesherrn, eine Anzahl nichtgewählter Mitglieder in die Synode zu entsenden, gemacht sind. Hingegen wird die Frage nicht einmal gestreift, ob Aenderungen der Kirchenverfassung, z. B. in der Richtung auf gesetzlichen Schutz der Minoritäten, wünschenswert oder möglich erscheinen.

Es versteht sich, daß die Denkschrift Vieles verschweigen muß, was ein Rückblick auf die letzten fünfzig Jahre preußischer Kirchengeschichte vom Standpunkt der allgemeinen protestantischen Interessen in den Vordergrund stellen würde. Der Wechsel von Personen und Systemen, das Auf- und Abfluten zeitgeschichtlicher Strömungen, der Umschwung jener freiheitlichen Aera, aus der die Verfassung geboren wurde und die in dem jüngstverstorbenen D. Falk ihren charaktervollsten Vertreter gefunden hatte, in eine Epoche erneuter Bevormundungen, die unberechenbare Aufeinanderfolge der schärferen und der milderen Tonart auf dem Gebiet der theologischen Lehrfragen, dieses und vieles Andre, worin doch nicht nur das Leben des Tages, sondern der heiße Blutstrom protestantischen Glaubensringens pulsiert, hat die Denkschrift, die nur die Kontinuität der Geschichte, nicht ihre Erschütterungen ins Auge faßt, notgedrungen übergehen müssen. Wer die fünf Zeilen überliest, in denen die neue Agende erwähnt und ihre einstimmige Annahme gepriesen wird, kann schwerlich ahnen, welche Bewegung der Geister durch dieselbe Agende heraufbeschworen und auch durch ihre einstimmige Annahme nur mühsam zugedeckt wurde. Die wärmsten Töne findet die Denkschrift in der Betonung der Inneren Mission und der praktisch christlichen Liebesthätigkeit, der freien sowohl als der organisierten, aus dem Leben der Gemeinde erwachsenden. Wir aber denken, gleich warme Töne vertrauensvollster Anerkennung verdient die unbestreitbare Thatsache, daß seit zehn Jahren in der preußischen Landeskirche kein offizieller Lehrprozeß aufgekommen ist.

Ziehen wir das Fazit, so tritt zu Tage, daß die oberste kirchliche Behörde mit Fleiß und Umsicht darauf ausgeht, das innere Leben der Kirche zu fördern und ihren landeskirchlichen Bestand mit starken Reifen zu umklammern. Ohne Zweifel bilden die Gesetze der letzten Jahre, darunter das über das Einkommen der Geistlichen sehr starke Bollwerke gegen alle freikirchlichen Bestrebungen, und die Uebersicht über die Zahl neugegründeter Gemeinden, Kirchen und Pfarrstellen darf den Ober-Kirchenrat mit Genugthuung erfüllen. Es ist wahr, noch lebt die Landeskirche. Aber es ist auch wahr, sie lebt unter Voraussetzungen, deren innere Haltbarkeit zweifelhaft ist. Sie lebt von der Voraussetzung einer Einigkeit im Geist, die alles protestantische Wesen zusammenhält. Nun wohl, wir stellen diese Einigkeit nicht ohne Not in Frage, da sie Rom gegenüber einfach Pflicht ist und sich, wie wir hoffen, in der Stunde der Gefahr noch jederzeit bewähren würde. Aber wie stehts mit der andern Voraussetzung, deren keine evangelische Kirche entraten kann, nämlich mit der Freiheit im Glauben? Hier fällt die Antwort schwer, hier ist noch Vieles unentwickelt. Stoecker hat in seiner Kirchenzeitung über die Denkschrift quittiert, indem er an den Abfall von der Kirche erinnert und dem Kirchenregiment zum Vorwurf macht, Nichts gegen diesen Abfall vermocht zu haben. Dieser Vorwurf muß in Verwunderung setzen, wenn man bedenkt, daß während zweier Drittel der letzten fünfzig Jahre gerade die Freunde seiner Richtung am Ruder der Kirche gestanden haben. Aber die Fragestellung nehmen wir auf. Was ist geschehen, was kann geschehen, um nächst der Förderung des Lebens in der Kirche auch das Vertrauen zur Kirche zu fördern? Vielleicht überschreitet die Aufgabe als solche den unmittelbaren Wirkungskreis einer kirchlichen Behörde. Aber die Kirche im Ganzen kann nicht ungestraft daran vorübergehen, und sie wird ihrer Stellung im Leben der Gegenwart nur dann entsprechen, wenn sie die Aufgabe scharf ins Auge faßt, wenn sie den Mut und die Kraft des Glaubens findet, nicht Freiheit vom Glauben, aber Freiheit im Glauben aufrichtig, offen und klar als das unveräußerliche Gemeingut aller ihrer Kinder zu proklamieren.

Hermann Scholz

Die künftige unierte Freikirche von Schottland

Während die früheren Jahrhunderte der presbyterianischen Kirche Schottlands nur immer neue Spaltungen gebracht hatten, war schon seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die Neigung vorhanden, die getrennten Kirchen wieder zu vereinigen. Zunächst freilich dauerten die Separationen, die fast sämtlich vor allem durch das bestehende Patronatsrecht hervorgerufen wurden, noch fort: zu den Covenanters der Revolutionszeit, der sogenannten Secession Church von 1733, die sich später wieder mannigfach spaltete, zu der Relief Church von 1752 gesellte sich 1843 die Free Church, über deren Entstehung ich ja schon früher einmal an dieser Stelle berichten durfte (Jahrg. 1894, Sp. 75 ff.) Zugleich aber traten nun 1820 einige Gruppen der Original Seceders zu der United Associate Synod und 1847 auch mit der Relief Church zu der United Presbyterian Church zusammen, während die übrigen 1842 die United Original Secession Church bildeten und sich 1852 der Free Church anschlossen. Und jetzt sollen nun auch diese beiden Kirchen zu der United Free Church of Scotland vereinigt werden.

Die Verhandlungen darüber gehen bis in die siebziger Jahre zurück, konnten aber damals nicht zum Abschluß gebracht werden. So wurden sie erst vor vier Jahren wieder aufgenommen, indem jede der beiden Kirchen, die Free Church und die United Presbyterian Church, einen besondern Ausschuß bildete, der dann mit dem andern in Verbindung trat. Jetzt sind die Vorbereitungen beendet, so daß die beiderseitigen Generalsynoden im Mai dieses Jahres über die ganze Frage beraten und abstimmen konnten. In der Synode der United Presbyterian Church wurden die Vorschläge auch einstimmig angenommen; in der General Assembly der Free Church dagegen, an der ich teilzunehmen Gelegenheit hatte, wurden, obwohl schließlich nur 29 dagegen und 592 dafür stimmten, doch zunächst verschiedene abweichende Stimmen laut. Und da diese Verhandlungen überhaupt für die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Staat in Schottland bedeutsam sein dürften, sei hier etwas näher auf sie eingegangen.

Die einfache Halle auf dem Mound in Edinburgh, von dem man jenen entzückenden Blick auf die schönste Straße der Welt hat, war wegen der zu erwartenden interessanten Debatte schon lange vor Beginn der Verhandlungen von Abgeordneten und andern dicht besetzt. Auch mehrere Vertreter der United Presbyterian Church waren da, darunter Professor Orr, und unter den Delegierten nichtschottischer Kirchen der gegenwärtige Moderator der englischen Presbyterianer, der unter dem Namen McLaren unsern Lesern wohlbekannte Dr. Watson aus Liverpool. Prinzipal Rainy vom Free Church College in Edinburgh, der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Unionsbewegung, befürwortete die Vorschläge des Komitees, indem er besonders darauf hinwies, trotz gewisser und unvermeidlicher Konzessionen solle doch jede der beiden Kirchen an ihren bisherigen Prinzipien festhalten und keine von beiden zu existieren aufhören — so wenig als zwei Flüsse, die sich vereinigten. Der Prokurator Mr. Guthrie stimmte ihm bei und machte besonders darauf aufmerksam, daß sein Vater, einer der wenigen noch lebenden Sezessionisten von 1843, schon vor achtunddreißig Jahren als Vorsitzender der General Assembly gesagt habe: „ich bin für Vereinigung mit der United Presbyterian Church.“ Aber nun erhob Rev. Galbraith und ein Aeltester Mr. Hay Thorburn Einsprache, zugleich namens der Hochländer, die, so sagte der Erstere, jetzt großenteils um Abwendung der Union beteten. Eine andre Erklärung, von Rev. McIntyre u. A. unterzeichnet und betonend, daß sie auch in der neuen Kirche ihre früheren Grundsätze nicht aufgeben würden, ward zurückgezogen, als Prinzipal Rainy, ebenso geschickt wie hochherzig eine ähnliche Bemerkung in die Vorlage aufnahm. Auch Rev. Galbraith wurde von verschiedenen Seiten gebeten, seinen Widerspruch aufzugeben; er blieb aber auf seinem einmal eingenommenen Standpunkt stehen und reichte auch nach der Abstimmung eine Gegenerklärung ein, die Dr. Rainy treffend widerlegte.

Doch worauf gründeten sich nun all diese Einwendungen, wenn wir von übertriebenen Befürchtungen und sonstigen Mißverständnissen absehen? Das wurde deutlicher noch, als in der eigentlichen Unionsdebatte, in der Diskussion über das Verhältnis von Staat und Kirche am nächsten Tage, die sich wider Erwarten ebenso interessant, wenn nicht interessanter gestaltete, als jene.

Wieder war es Prinzipal Rainy, der die Wiederwahl des Komitees für „Kirche und Staat“ beantragte und sich dabei als Gegner einer Staatskirche bekannte. Anders Rev. Roß aus Glasgow und besonders Rev. McGregor in Edinburgh, der sich geradezu für eine solche aussprach und jedenfalls, wie auch Andre, die Agitation dagegen aus der Kirche hinausweisen wollte. Uebrigens wurde die Verhandlung plötzlich durch eine Mitteilung des Moderators unterbrochen, er erhalte soeben von einem Vertreter der Presse die (verfrühte) Nachricht, daß Lord Roberts in Prätoria eingerückt sei, worauf die ganze Versammlung aufstand und unter Tücherschwenken und großer Begeisterung God save the Queen sang.*) Die Abstimmung ergab auch hier eine Majorität von 241 Stimmen für Dr. Rainy; für den Gegenantrag traten nur 96 Mitglieder ein, zu denen gewiß in erster Linie auch jene Minorität vom Tage zuvor gehörte. Denn ihre Bedenken bezogen sich eben auch vor allem auf die Stellung der United Presbyterian Church zum Staate; daß sie von so Wenigen geteilt oder wenigstens betont wurden, war das wichtigste und charakteristischste Ergebnis der ganzen Debatte.

Ursprünglich hatte nämlich die Freikirche — das wird wegen dieses ihres Namens besonders in Deutschland vielfach übersehen — keineswegs jede Verbindung mit dem Staate abgelehnt, sondern sich nur gegen den Patronatsunfug erklärt. Aber auch als dieser schon 1846 durch das Vetorecht der Gemeinden beseitigt und 1874 das ganze Patronatsrecht für Schottland aufgehoben wurde, gab die Freikirche ihren Widerspruch nicht auf, sondern näherte sich, wie wir gesehen haben, je länger je mehr den voluntaristischen oder Freiwilligkeitsgrundsätzen der unierten Presbyterianer. Und jetzt soll die Frage des Verhältnisses von Staat und Kirche allerdings als eine offene behandelt werden; aber trotzdem bezeichnet es doch wohl ein Aufgeben der ehemaligen Stellung der Freikirche, wenn sie sich mit jenen zu einer neuen Kirche vereinigen will. Daß diese Vereinigung gleichwohl in keiner Weise zu beklagen ist, versteht sich ja von selbst; es wird vielmehr eins der wichtigsten Ereignisse in der neuern schottischen Kirchengeschichte sein, wenn am 31. Oktober die beiden Prozessionen, von der Synod Hall der United Presbyterianer Church und der Assembly Hall der Free Church herkommend, in Prinzeß Street einander begegnen und dann in einer großen Halle auf Waverley Market unter Assistenz von Vertretern aller evangelischer Kirchen der Welt und dem Vorsitz von Dr. Rainy die erste Versammlung der United Free Church of Scotland eröffnet wird.

Ja vielleicht ist dann auch der Tag nicht mehr fern, wo selbst die letzte Spaltung der schottischen Presbyterianer in unierte Freikirchler und Staatskirchler verschwindet. Zunächst ist ja freilich das Staatskirchenprinzip, wie gezeigt, bei den Freikirchlern in Mißkredit gekommen und fühlen sich auch die Hochländer, die vom Voluntarismus der unierten Presbyterianer Nichts wissen wollen, ebenso sehr und mehr noch — das ersehen wir schon aus McLarens Erzählungen — von der Staatskirche getrennt. Aber selbst dort und noch vielmehr sonst ist doch die gegenseitige Achtung ganz entschieden größer als früher geworden, und namentlich werden die beiden Kirchen, wie besonders Rev. McGregor ausführte, durch ihre gemeinsamen Gegner einander immer näher gebracht werden. So konnte schon der abtretende Moderator der Freikirche, Dr. Stewart, in seiner Eröffnungspredigt mit der Möglichkeit einer spätern Vereinigung aller Presbyterianer, wie in England, Canada und Australien, so auch in Schottland, rechnen. Und in der That, wenn jetzt

*) Ich erwähne dabei gelegentlich, daß die Adresse an die Königin, die von dem „unvermeidlichen und unglücklichen“ Kriege redete, zunächst zwar mit 62 gegen 60 Stimmen angenommen, dann aber doch dahin abgeändert wurden, daß jetzt nur noch von dem „unglücklichen“ Kriege die Rede ist.

Frieden schließen, die früher „wie Engländer und “ einander bekämpften — warum soll dann nicht auch die Staatskirche, deren Verbindung mit dem Staate ja eine äußerst lose ist, dereinst mit allen ehemaligen Separationen sich wieder vereinigen? Von welcher unermeßlichen Bedeutung das wäre, wie viel Kraft dadurch gespart und an andrer Stelle verwendet werden könnte — all das bedarf ja nicht erst der näheren Ausführung. C. Clemen

---

In Sachen des Buches von Troels-Lund Himmelsbild und Weltanschauung

1. Eine Erwiderung des Herrn Verlegers

Der „Notschrei“ in Nr. 3 verlangt aus zwei Gründen, soweit er eine Kritik des Buches von Troels Lund „Himmelsbild und Weltanschauung“ enthält, eine Erwiderung, obwohl der Ton des „Notschreis“ ein derartiger ist, daß der Entschluß zu einer solchen ebenso schwer ist, wie eine streng sachliche Haltung derselben.

Zunächst ist festzustellen, daß der Verfasser merkwürdigerweise seinen „Notschrei“ nach guter populärer theologischer Litteratur an ein Buch anknüpft, das durchaus nicht theologischen, kaum spezifisch religions-, sondern allgemein kultur- oder geistesgeschichtlichen Inhaltes ist. Er erhebt damit — nach allgemeinem Urteil gewiß durchaus unberechtigter Weise — entweder den Anspruch, daß nur Theologen geistes- und religionsgeschichtliche Bücher schreiben dürfen, oder aber, er zeigt darin schon, daß er einen zum mindesten einseitigen Standpunkt bei der Beurteilung des in Frage stehenden Buches eingenommen hat.

Daß er es jedenfalls nicht unvoreingenommen beurteilt, geht wie hieraus, aber auch aus seiner Charakteristik desselben im Allgemeinen wie im Einzelnen hervor, und dies nachzuweisen und dagegen Verwahrung einzulegen, dazu ist insbesondre diese Erwiderung erforderlich.

Der Verfasser des „Notschreis“ verrät seine lebhafte Abneigung gegen das Buch schon dadurch, daß er es in Bausch und Bogen für eine „grobe Stillosigkeit“ erklärt, die „nur uns großmütigen Deutschen“ geboten werden könne. Da dieser Vorwurf insbesondre sich auch gegen den Verleger wenden muß, sehe ich mich schon deshalb genötigt, an Stelle des Verfassers des Buches, der grundsätzlich jede Polemik aus Anlaß desselben abgelehnt hat und dazu im vorliegenden Falle insbesondre durch den Ton der Rezension gezwungen ist, auf die hier und in den weiteren Auslassungen zu Tage tretende Beurteilungsweise des Rezensenten Einspruch zu erheben. Für eine rein äußerliche Betrachtungsweise ist jene Stillosigkeit in der That vorhanden; sie wird aber eben nur durch den Inhalt des Buches nahezu völlig überwunden. Daß dies der Fall ist, wird am besten und ausreichend wohl durch den Erfolg des Buches bei dem gegen derartige „Stillosigkeiten“ recht empfindlichen weiteren Publikum widerlegt. Ein Buch, das unter falscher Flagge wirklich „nur auf die Erklärung der Zustände des Nordens“ hinausliefe, nicht wirklich durch die Art dieser Erklärung von allgemeinem Interesse wäre, würde in weiteren Kreisen in Deutschland ganz gewiß nicht gelesen, geschweige denn gekauft.

Wie in diesem äußeren Punkte läßt sich aber auch im übrigen leicht zeigen, wie wenig unparteiisch der Rezensent dem Buche gegenüber steht: alle Vorwürfe, die er im einzelnen zunächst erhebt, sind unberechtigt, erklären sich nur aus ungenauer oder überwollender Lektüre des Buches. Jeder aufmerksame Leser seiner Besprechung wird das an mehreren Stellen selbst aus den verunzierten Zitaten ohne weiteres gemerkt haben, obwohl Nichts leichter ist, als eine — wie der Rezensent selbst freundlichst zugiebt — „leicht fließend und phantasievoll“ geschriebene Darstellung durch eingeschobene Bemerkungen ins Lächerliche zu ziehen. Für andre Stellen bedarf es nur eines Hinweises auf den thatsächlichen Wortlaut oder auf den Zusammenhang, um es zu beweisen.

Der Verfasser zitiert selbst richtig: „denn hier oben war es, als ob der Messias schon gekommen wäre und liebevoll Alles, Menschen, Tiere und Pflanzen durchhaucht hätte.“ Es ist also ein vergleichsweiser Ausdruck aus Anlaß der Schilderung der Natur Galiläas; der Rezensent aber übersieht oder übergeht bei seiner Kritik das „als ob“ und entrüstet sich — durchaus überflüssiger Weise — darüber, daß er die „Phrase“ hinnehmen soll, daß in Galiläa selbst die Tiere vom Hauche des Messias liebevoll durchhaucht gewesen wären.

Was das „oben“ in diesem selben Passus betrifft, so meint der Verfasser sodann nicht „oben an der Karte“; es wäre das schon psychologisch unwahrscheinlich — bei einer so lebhaften anschaulichen Schilderung, wie sie der Verfasser von Galiläa entwirft, liegt einem wahrhaftig Nichts ferner, als der Gedanke an das Kartenbild. Aber auch wenn der Rezensent diese Schilderung genauer gelesen hätte, so würde er das „oben“ sofort anders und richtiger verstanden haben. Der Verfasser schildert vorher eben die Höhen Galiläas. „Da wimmelte es von Feldblumen an jedem Bergeshang, blühende Hecken hielten Wacht an Feigenbäumen und Oliven, an Wein und Orangen. In der Ferne blinkten die Wogen des Genezareth zwischen duftenden Oleandern.“ Ein theologischer Gewährsmann aber hätte dem Rezensenten zum richtigen Verständnis weiter verhelfen können: er brauchte nur die Schilderung Galiläas in dem im gleichen Verlage erschienenen Büchlein des Professors von Soden zu lesen, der sagt: „wir wissen, wie Jesus die Berge geliebt hat und wie er immer wieder auf die Berge sich zurückzog: das hat er wohl hier in seiner Heimat gelernt.“

Dieselbe Art der Kritik wird an der Schilderung des Verfassers der geographischen Verhältnisse des Araberreiches geübt in den ebenfalls vom Rezensenten zitierten Worten: „Was die Stärke dieses (arabischen Welt-) Reiches ausmacht, war die Gleichartigkeit seiner Himmelsverhältnisse. Es umfaßte lauter Länder, wo der Mond sich gleich ausnahm. Es wurde das Heim des Halbmonds.“ Hier sieht ein Unbefangener schon ohne Weiteres, daß das Wesentliche die „Gleichartigkeit der Himmelsverhältnisse“ ist; es geht aber außerdem deutlich aus dem unmittelbar vorhergehenden Satz hervor: „zugleich friedigte es (das Arabervolk) ein neues Weltreich ein, das sich in gerader Linie von Indien bis zum atlantischen Meere erstreckte.“ Die Schlußsätze versteht jeder unbefangene und aufmerksame Leser gewiß nur als nebensächlichen, aber doch wohl recht hübschen Hinweis auf die Wahl des Halbmondes als Wahrzeichen, und es wird ihm deshalb nicht beikommen, im Ernst den Vorwurf zu erheben, der Verfasser habe behauptet, „für ein politisches Reich sei es von Wichtigkeit, daß in seinen Provinzen überall der Mond gleich aussähe.“ Der in dieser Kritik enthaltene Vorwurf der Oberflächlichkeit richtet sich also von selbst gegen den Rezensenten. Dasselbe ist der Fall bei seiner weiteren Bemerkung: „als ob es nicht überall im Orient bei Tag heiß wäre“ zu der Darstellung der klimatischen Verhältnisse Arabiens in dem Buche. Auch hier hätte ihm vor seiner — sehr richtigen Bemerkung die Beachtung des Zusammenhanges der Schilderung schützen können. Der Verfasser sagt ausdrücklich: „die Sonne kann brennen wie in Indien, aber sie ruft hier (in Arabien) nicht wie dort eine üppige Vegetation hervor, sondern erhitzt nur ein unermeßliches Sandmeer.“ Wenn es überall im Orient heiß ist — allerdings, wie dem Rezensenten zuzugeben, eine Binsenwahrheit, die aber auch eben dem Verfasser des Buches nicht verborgen geblieben ist — so ist die Wirkung der Hitze doch nicht überall die gleiche. Ebenso steht es mit der angeblichen Unwissenheit des Verfassers in dem angeblich falschen Zitat aus Jesaias — auch hier hat der Rezensent den Zusammenhang nicht beachtet. Denn der Verfasser zitiert eben nicht Jesaias, sondern er giebt den Gedankengang Jesu wieder: „Jesus begann die Schwere seines Berufes zu fühlen . . . . ob sich „nicht zuerst Jesaias Wort erfüllen sollte von dem Menschen des Schmerzes,“ der aussah wie geschlagen von Gott getroffen und gedemütigt. . . . . „Gehörte nicht zum Messias ein leidender Messias?“ Daß heute jeder Student lernt, daß Jesaia 40 nicht vom Propheten Jesaias ist, hat

jedenfalls keine Bedeutung dafür, welchen Einfluß die Stelle auf den Gedankengang Jesu haben mußte.*)

Daß der Verfasser keinen deutschen Theologen zitiert, beweist übrigens, um das noch zu bemerken, durchaus nicht, daß er sie nicht kennt; denn er sagt am Kopf der „Anmerkungen und Hinweise“ ausdrücklich: „Abgesehen von eigentlichen Zitaten habe ich mich darauf beschränkt, andre Verfasser anzuführen, deren Gedankengang ich dem meinigen besonders nahe- oder besonders fernstehend fand.“

Aehnliches gilt für die folgende Bemerkung über den Monotheismus der Araber anläßlich der Darstellung des Verfassers: „warum er dann nicht von jeher in Arabien heimisch gewesen wäre, sondern erst in bestimmter historischer Zeit aufgetreten sei.“ Der Verfasser des Buches sagt ausdrücklich: „Als die Araber nach ihrem Erwachen zu selbstbewußtem, geistigem Leben sich als Erben der Chaldäer und der Juden sahen . . . .“ Er war also weit entfernt, den Monotheismus der Araber aus den Verhältnissen ihres Landes erklären zu wollen, sondern er meint nur und sagt es ausdrücklich, daß die bestimmte Gestaltung und Entwicklung des Monotheismus bei den Arabern im Gegensatz zu der dualistisch beeinflußten christlichen, unter dem Einfluß der besonderen Naturverhältnisse Arabiens gestanden hätte. Daß diese Ausführungen im Zusammenhange dieser Vergleichungen steht, hat der Rezensent — zu seinem Schaden — wieder völlig übersehen.

Wenig ist zu bemerken zu den ziemlich richtig wiedergegebenen Zitaten**) über die Anfänge der Entwicklung der Griechen; hier sei der Leser nur gebeten, die Klammern des Rezensenten wegzulassen und zu beachten, daß hier die Schilderung des Verfassers darauf ausgeht, bei der gewissen Verwandtschaft des griechischen und ägyptischen Volkscharakters die Unterschiede in der Entwicklung der beiden Völker hervorzuheben: die Bemerkungen des Rezensenten richten sich dann von selbst. Dieser Unterschied, oder — wenn man es so ausdrücken will — die verschiedene Weise, wie die Natur die Aegypter und die Griechen erzogen hat (auch hier beachtet der Rezensent bei seiner pädagogischen Bemerkung wieder garnicht, daß es sich um bildliche Ausdrucksweise handelt), ist in den Ausführungen des Verfassers wohl recht treffend wieder gegeben: in Aegypten — das ist ihr Sinn — bethätigen sich wie im Ackerbau, dem die Blüte des Landes verdankt wird, in allen übrigen Lebenserscheinungen die Massen, in Griechenland bethätigt sich wie bei der Schiffahrt der Einzelne. Jedenfalls wird der Rezensent gerade hierüber ein Urteil wohl nicht nur sich selbst oder nur dem Theologen zusprechen wollen, zumal er in den wenigen beigefügten Worten, wenn man ihn mit dem Maße messen wollte, das er an das Buch anlegt, sich mit den Kulturverhältnissen Griechenlands recht wenig vertraut zeigt, da er für diese und im besonderen für deren Anfänge von „Amphitheatern“ spricht, die an den Bergen hätten angelegt werden können.

Wie im Einzelnen steht aber auch in der Gesamtauffassung der Rezensent dem Buche nicht unbefangen gegenüber. Dem Verfasser des Buches liegt es durchaus fern auf „der Bedeutung dei Himmelserscheinungen die ganze Weltgeschichte basieren zu wollen“;***) er ist von dieser „lächerlichen Uebertreibung“ weit entfernt, und zu den „gröblichen“ Worten hat der Rezensent auch in dieser Beziehung wieder keinen Anlaß. Dem gegenüber sei, um dem geneigten Leser ein unparteiisches Urteil zu ermöglichen, das, was der Verfasser in und mit dem Buche will und erstrebt, mit seinen Worten kurz angegeben. Er sagt: „ich will suchen, darüber klar zu werden, in welcher Beleuchtung sich den Menschen jener Zeit [des sechzehnten Jahrhunderts] das Leben zeigte, welcher Farbenton damals über allen Verhältnissen, über der Lebensthätigkeit selbst lag.“ Um die Aufgabe zu lösen, hält er — was doch wohl nicht so unverständig — eine geschichtliche Betrachtungsweise der Elemente, aus denen sich die Lebensbeleuchtungen zusammensetzt, für notwendig. „Wie jedes Gewächs läßt sich die Lebensanschauung jener Zeit nur fassen, wenn man sie von unten nach oben verfolgt durch eine Untersuchung, warum und wie sie entstanden ist.“ In weiser Selbstbeschränkung fügt er hinzu: „So bebetrachtet ist die Aufgabe natürlich unlösbar. Aber mit starkem Abzug sind, soweit es sich überhaupt auf diesem Wege erwarten läßt, doch einzelne Antworten erreichbar, gewisse allgemeine Aufklärungen nicht ausgeschlossen.“ Die Beschränkung für seine Untersuchung trifft er dann aber so, wie er sie im Buche durchzuführen versucht. Und die Wahl ist unter diesem Gesichtspunkte gewiß nicht schlecht, indem er sagt: „Wir gehen hierbei davon aus, daß die Empfänglichkeit für Lichteindrücke und das Ortsgefühl die beiden ursprünglichsten und tiefstliegenden Aeußerungsformen der menschlichen Intelligenz sind.“ „Mit andren Worten, für jeden Bewohner der nicht selbst leuchtenden Kugel, der Erde, ist das Wechselspiel zwischen Licht und Dunkel, Tag und Nacht der früheste Impuls und das letzte Ziel seines Denkvermögens.“ Der Verfasser ist sich also der Einseitigkeit und der Beschränktheit seiner Ausführungen durchaus bewußt: „Wie unvollkommen und beschränkt auch die Ausbeute sein mag, die auf diesem Wege erreichbar ist, so scheint der Weg selbst der einzig gangbare zu sein.“ Das war aber auch nicht anders zu erwarten von einem Manne, der sich als Kulturhistoriker schon viel bewährt hat. Auch das hätte der Rezensent, wenn er es denn infolge seines blinden Eifers aus der wirklichen Haltung des Buches nicht erkennen konnte, auf dessen erster Seite lesen können, und er wäre dann vielleicht auch vor der gönnerhaften Ermunterung bewahrt geblieben, über die sich der Verfasser herzlich freuen wird, wie ihn eine sorgsamere und unbefangnere Lektüre vor Schmähungen hätte bewahren können, die so schlecht begründet sind, und die der Rezensent selbst zum guten Teil abschwächt, wenn er dem „Dilettanten“ und „untergeordneten Geiste“ in dem Punkt, auf dem es diesem am meisten bei seiner Darstellung ankam, seine Ueberlegenheit über „die ganze Generation moderner Bibelkritiker“ bezeugt.

B G Teubner

*) Anm. des Rez. Der Herr Verleger irrt sich. Rezensent meint nicht die vom Herrn Verleger zitierte Stelle S. 147, wo der Verfasser Jesaias 53 zitiert, sondern er meint, wie er in seiner Besprechung ausdrücklich sagt, ein Zitat von Jesaias 44. Dies Zitat findet sich bei Troels S. 87. In der dorthingehörigen Anmerkung (73) wird von Troels selbst Jesaias 44 als vom „Propheten Jesaias“ herrührend vorausgesetzt. G

**) Anm. des Rez. Sämtliche vom Rezensenten wiedergegebenen Zitate stimmen (geringe, nur syntaktische Kleinigkeiten abgerechnet) wörtlich mit Troels überein. Auch wo der Rezensent nur referiert, nicht zitiert hat, hat er sich bemüht, mit den Worten von Troels zu sprechen. G

***) Anm. des Rez. In dem von dem Herrn Verleger dem Buche mitgegebenen Prospekte heißt es wörtlich S. 3 f.: „Die Fragen, die nach Troels-Lund immer von dem Menschengeschlecht zu beantworten versucht worden sind, sind dieselben, welche das Dasein immer aufs neue stellt: Was sind Licht und Dunkel, Tag und Nacht, und wie weit ists von der Erde bis zum Himmel? — Indem nun der Verfasser die ganze Kulturentwicklung als entsprossen aus den auf jene Fragen gegebenen Antworten zeigt . . . .“ G

2. Schlußwort des Herausgebers

Unter dem 10. Februar ging mir von Herrn B. G. Teubner die vorstehende Erwiderung zu. Obwohl es durchaus ungewöhnlich ist, daß die Herren Verleger den Beurteilern ihrer Bücher mit eignen umfangreichen Aufsätzen entgegentreten, und obwohl ich wegen des unserm Herrn Mitarbeiter gegenüber angeschlagenen Tones eine arge Zumutung in dem Ersuchen um Abdruck erkennen mußte,*) war ich doch von vornherein Willens, den Artikel zu bringen und fand bei Herrn Professor Gunkel freundschaftliches Verständnis dafür. Doch verzögerte sich eine nähere Aeußerung zur Sache von Seiten des Herrn Professors Gunkel aus Gründen, die ich Herrn B. G. Teubner mitteilen konnte, bis zum 30. April. Nachdem ein so großer Zeitraum seit dem Erscheinen des beanstandeten Artikels verflossen war, hatte ich kein besondres Interesse mehr an schneller Erledigung der Angelegenheit. Mußte ich ebendamals öffentlich über Raumnot klagen, so litt natürlich eine so umfangreiche Kontroverse unter diesem Uebelstande. Obendrein hinderte mich die ungewohnte Semesterarbeit, die Sache persönlich zum

*) Auch vorstehende Erwiderung klagt über den Ton des Rezensenten. Ich schlage vor, wir einigen uns von beiden Seiten darauf, daß dem ernsten sachlichen Interesse der Ton zu gute gehalten sein soll.

Abschluß zu bringen. Mit Alledem möchte ich die lange Verzögerung dieses Abschlusses unsern Lesern erklärt und bei dem Herrn Verleger entschuldigt haben. —

Herr Professor Gunkel hat sich begnügt, den ihm vorgelegten Aufsatz des Herrn Teubner mit drei Anmerkungen zu versehen. Er hat das Weitere dem Herausgeber überlassen. Ich darf vor allem das Selbstverständliche sagen, daß „der Rezensent" sein Urteil über das Buch von Troels-Lund nach bestem Wissen und Gewissen, auf Grund eingehender Lektüre und ganz ohne Ansehen der Person gegeben hat. Sofern das nicht selbstverständlich ist, habe ich hierfür überdies seine ausdrückliche Erklärung. „Voreingenommenheit" war nicht vorhanden, denn Troels-Lund war dem Referenten bis dahin vollständig unbekannt. Wenn ihm aber Einseitigkeit und damit die Kompetenz zur Beurteilung des Buches vorgeworfen wird, so muß ich feststellen, daß das Buch durchaus in das Ressort des Referenten gehört: Professor Gunkel bearbeitet als sein besondres Fach Religionsgeschichte, und das Buch enthält zum großen Teil Religionsgeschichte. Der starke Ton seiner Urteile erklärt sich daraus, daß er das ihm zur Besprechung übersandte Buch ernst nahm und gegen dessen maßlose Ueberschätzung (der Prospekt rühmt, daß es in Skandinavien eine Bibel der Humanität genannt werde) im Interesse der Wahrheit auftreten zu müssen glaubte; weil ihm die Wissenschaft der Religionsgeschichte eine heilige Sache ist, glaubte er nicht schweigen zu dürfen. So nimmt denn der Referent auch nach erneuter Einsicht in das Buch von seinem Urteil nichts Wesentliches zurück. Er erklärt dabei bleiben zu müssen, daß Troels-Lund trotz seiner Polyhistorie Beweise auffallender Unwissenheit im Einzelnen gebe und die notwendige historische Schulung für die angefaßte Aufgabe nicht besitze. Er warnt nochmals alle der Religionsgeschichte nicht Kundigen, diesem Führer zu vertrauen, und fordert dagegen die Fachleute auf, das Buch zu lesen und sein Urteil nachzuprüfen. Auf eine Diskussion der Einzelheiten würde er nur dem Schriftsteller selbst gegenüber eingehen, der allein der letztentscheidende Interpret seines Werkes ist.

So endet diese Kontroverse für mein Gefühl noch unbefriedigender, als litterarische Kontroversen zwischen Rezensierten und Rezensenten in der Gelehrtenwelt gemeinhin zu verlaufen pflegen. Und ich habe zwar dem Herrn Verleger gegenüber mein Aeußerstes gethan, kann mir aber nicht denken, daß er selbst eine reine Befriedigung über den Ausgang der Veröffentlichung empfinden wird. Es wird doch richtiger sein, daß die Herren Verleger in die sachliche Verhandlung über die Werke ihrer Autoren nicht eintreten, sondern die Autoren und ihre Rezensenten sich selbst überlassen. Die Besprechung des Buches von Troels-Lund war einem Berufenen übertragen; fühlte der Verfasser sich unrecht beurteilt, so lag es ihm ob, sein Recht oder seine Ueberlegenheit mit eigner Klinge zu verfechten.

Da ich aber trotz Allem in dem Eingesandt des Herrn Verlegers einen Vertrauensbeweis der Schriftleitung dieses Blattes gegenüber erkenne, möchte ich mit einem ausdrücklichen Danke dafür schließen. R

Emil Frommel auf seinem Heimatboden

Emil Frommel hat unter den Deutschen seiner Zeit der Sache des evangelischen Glaubens einen Dienst geleistet, den keine Theologie, keine Gemeindepredigt, keine Seelsorge, keine Erbauungs- oder Zeitschriftenlitteratur hätte vollführen können, sondern einen solchen, der seiner Natur nach nur dann geleistet werden kann, wenn Persönlichkeit und Geschick einen seltenen Bund schließen. Eine ähnliche Bedeutung haben für die Menschen ihrer Zeit Gellert und dann wieder Lavater gehabt. Männer, die in der Welt der Kultur ebenso ihre Heimat haben wie in der Welt des Evangeliums, giebt es ja unter uns Protestanten in Fülle, und auch die sind nicht selten, die dabei trotz der Spannung zwischen Bildung und Kirche doch nur eine einzige Heimat haben. Etwas Auserlesenes ist es schon, wenn nun ein solcher Mensch eine Persönlichkeit besitzt, die, wo sie auch erscheint, eine unmittelbare sieghafte Verkündigung ist und einem Jeden, von welcher Seite er auch komme, die Wahrheit vor die Augen stellt, daß es nichts Schöneres und Edleres gebe als ein Leben, das im vollen Sinne menschlich und durch und durch christlich ist. Wenn nun gar Alles, was die Lebensführung zur Gestaltung eines solchen Charakters beiträgt, dazu mithilft, die Persönlichkeit zu dieser Verkündigung vollzubereiten und wenn die Lebensstellung die Wirkung der Persönlichkeit nach allen Seiten hin entbindet, so ist dies ein Zusammentreffen von seltenstem Glücke, und das Geschlecht, das es erlebt, empfängt davon einen reichen Segen.

Keck und froh, tief und weich, von nie ermüdender Empfänglichkeit und unerschöpflicher Ursprünglichkeit der Mitteilung, naiv wie ein Kind und weise wie ein Meister, ein Mann der großen Welt und dabei ein evangelischer Volkspfarrer mit Haut und Haar und jeder Faser des Herzens, so hat Frommel unzählige Fäden der Vermittelung, des Verständnisses, der Versöhnung, der Ausgleichung gesponnen. In Kreisen der geistigen und künstlerischen Aristokratie, die dem kirchlichen Leben völlig entfremdet waren, hat er dem Evangelium und seiner Vertretung Achtung erworben. Und zu den Antipoden dieser Leute, zu den Pietisten, die sich vor der Welt ängstlich in ihren Winkel drücken, um nicht ihr Kleid zu beflecken, hat er aus dieser Welt ein freundliches, gewinnendes, versöhnliches Grüßen getragen. Der Mann, den die Sonne nicht austrocknete, der auf der Höhe dem Wiesengrund nahe blieb und in der Hofgesellschaft das Kind des grünen Waldes, der im Salon geistreich und anmutig plauderte wie Keiner und zu dem Volke redete mit der Sprache des Volkes, sodaß es Jeder verstand und es Jedem zu Herzen ging, konnte, wie kein Anderer, die Leute, die in den Höhen leben, lehren, auf das Quellenrauschen in dem Gemüte des Volkes liebevoll zu lauschen, und ebenso gut konnte er aus den Herzen derer, die in der Tiefe ringen, bittere Stacheln ziehen. Mit einem Tropfen pietistischen Oeles gesalbt und dabei doch durch und durch eine künstlerische Natur, festgegründet in seinem Glauben an den lebendigen persönlichen Christus, dabei aber von seltener Weitherzigkeit einem Jeden gegenüber, der, um sich treu zu sein, auf anderem theologischen Wege ging, war er ein Mann, der, wenn er zu geben kam, einem Jeden willkommen war und Jedem etwas spendete und unter dessen Kanzel man es vergaß, daß Theologie und Kirche von Gegensätzen erfüllt seien. Auch zwischen den landschaftlichen Unterschieden in der deutschen protestantischen Welt hat er ausgleichend gewirkt: er hat im Norden Verständnis und Liebe für die süddeutsche Art, kirchlich und fromm zu sein, geweckt, und für unzählige Badener und Schwaben war sein gastliches Haus die einzige Stätte, wo sie die evangelischen Kräfte der Großstadt und des Preußentums im persönlichen Verkehre kennen lernten.

All diese mannigfaltige Wirksamkeit glich einer Fülle von elektrischen Funken. Seine Persönlichkeit war gleichsam zu jeder Zeit geladen, und was er gab, kam unmittelbar aus ihr. Daher rührte die unwiderstehliche Gewalt, die er über die Gemüter ausübte, und, da ein Jeder spürte, daß er dabei völlig absichtslos war, wie ein Kind oder wie ein Dichter, die herzbezwingende Liebenswürdigkeit. Aber jede Gabe wird durch einen Verzicht erkauft. Seine Arbeit war ein unermeßlicher Reichtum von Detailarbeit, die er als Prediger, Seelsorger, Schriftsteller, Lehrer, als Gelegenheitsredner, als zufälliger Nachbar, als Reisegefährte vollführte, immer in gleicher Treue, immer in der gleichen prächtigen Sicherheit und Kraft; aber es blieb dadurch seinem Wirken und Schaffen, äußerlich betrachtet, der große Wurf versagt. Deswegen hat es sich doch nicht zersplittert; es ist getragen von einer wundervollen Einheitlichkeit, das ist seine köstliche Persönlichkeit, und die selber ist der große Wurf, den er für die Sache Gottes gewagt hat.

Menschen von der Art Emil Frommels haben das Schicksal, daß sie zu ihrer eigenen Zeit allbekannt, verehrt und geliebt sind, daß sie aber rasch vergessen werden, wenn

die nicht mehr sind, die den Eindruck ihrer Persönlichkeit empfangen hatten. Allerdings wird Emil Frommel in seinen vortrefflichen Erzählungen weiterleben, aber jede andere Art seiner Wirksamkeit tritt ebenbürtig neben seine Schriftstellerei, und darum würde doch nur ein unvollständiges Bild seines Wesens erhalten bleiben, wenn von ihm Nichts da wäre als seine Schriften und ein Lebensabriß. Es ist ein dankenswertes Unternehmen der Familie, daß sie in einem weit angelegten Gedenkwerk ein möglichst umfassendes Bild von seinem Wesen und Wirken gestalten will. Das Werk soll enthalten kirchliche und vaterländische Reden, Briefe aus der Seelsorge, Kasualreden, ernste und heitere Gedichte, Trinksprüche, Märchen, Aphorismen; an seiner Spitze aber soll Emil Frommels Lebensbeschreibung stehen. Der erste Band von dieser ist erschienen. Er ist verfaßt von dem Sohne, Pfarrer Dr. Otto Frommel, und der Gattin gewidmet. Es wird darinnen Frommels Leben erzählt bis zu seinem Scheiden vom badischen Heimatboden.

Es ist für einen Sohn keine leichte Aufgabe, von seinem Vater vor der Oeffentlichkeit zu erzählen. Hier ist die Aufgabe feinsinnig und taktvoll gelöst; das Buch ist herzerquickend, wie der Mensch, von dem es berichtet, und es sei jedem Leser der Christlichen Welt aufs wärmste empfohlen. Wie wir in den Zügen des jugendlichen Frommels, dessen Bildnis dem Bande beigegeben ist, das Antlitz des alten Frommels, den wir lieb gehabt haben, erkennen, so finden wir auch schon in dem Knaben, dem Studenten, dem jungen Geistlichen die ganze Frommelsche Art, die uns erquickte. Merkwürdig ist die Sicherheit und erfreulich die Tapferkeit, womit der junge Mensch die fremdartigen Einflüsse von seiner Persönlichkeit abwehrte, auch wenn sie von der liebsten Seite her kamen. So hat er sich den finsteren Pietismus, dem sich der hochbegabte Bruder Max eine Zeit lang ergeben hatte, von der Seele fern gehalten, obgleich er dadurch im Elternhause, worinnen Max den Ton angab, fast vereinsamt wurde, und als dem Bruder Max auch die Mutter und sogar der Vater in die lutherische Separation folgten, war es nicht sein kirchliches Amt, sondern die Treue gegen seine Natur, die ihn von diesem Wege fern hielt. Einmal ist er, äußerlich wenigstens, aus seiner Bahn getreten, als er sich an den kirchlichen Kämpfen seiner badischen Heimat an der Seite seines Freundes Beischlag in hervorragender Weise beteiligte. Aber es war ihm wenig wohl zu Mute dabei, und wenn er auch in Barmen, wohin er von Karlsruhe übersiedelte, in Heimweh an sein geliebtes Baden dachte, so mochte er doch Gott danken, aus einem Sturme gerettet zu sein, der zwar in einem Wasserglas tobte aber doch Sturm genug war, um die Seelen, die mitstürmten, triefend naß und gründlich müde zu machen.

Wir freuen uns herzlich auf die Fortsetzung des Werkes. Nicht nur die, die Frommel kannten und liebten, haben ein Interesse daran. Je weiter die Zeit der Aufrichtung des deutschen Reiches hinter uns tritt, desto größer wird das Bedürfnis, das Zeitalter Kaiser Wilhelms I. in all seinen Zusammenhängen zu verstehen. In diesem Zeitalter nimmt Emil Frommel eine eigentümliche und erfreuliche Stellung ein. Auch er gehört zu den Paladinen des Kaisers und ist unter ihnen derjenige, der den Lesern der Christlichen Welt am verwandtesten ist, innerlich ihnen am nächsten steht.*)

Adolf Schmitthenner

Warum ich nicht nach Oberammergau gehe

Einen wahren Sprühregen von Oberammergauer Bildern und Geschichten müssen wir jetzt über uns ergehen lassen. Man mag eine Zeitung oder Zeitschrift aufschlagen, welche man will, — mindestens einen Oberammergauer Bericht, jedenfalls ein Gruppenbild muß man sich gefallen und sich dabei vorschwärmen lassen von dieser Erhabenheit, dieser Herz gewinnenden Frömmigkeit, diesen erschütternden Szenen, und wie alle die mehr oder weniger bekannten Schlagworte lauten. Ich kann mir aber nicht helfen: je weitere und derbere Massen sich durch derlei Dinge in eine doch so gänzlich unzeitgemäße Gefühlsduselei hineinsteigern lassen, um so kühler und ruhiger stehe ich diesem Treiben gegenüber. Je mehr ich Leute, denen das Treiben Christentum und sein Stifter doch sonst mindestens eine gleichgiltige Sache, wenn nicht gar ein überwundener Standpunkt ist, von dem überwältigenden Schauspiel reden höre, um so mehr bin ich geneigt, diesen Oberammergauer Schwarmgeistern und ihren Idealen einmal ein bischen Herz und Nieren zu prüfen und mir selbst darüber klar zu werden, unter welche Abteilung menschlicher Eigenarten und Phantastereien derartige Kulturerscheinungen eigentlich zu rubrizieren sind. Denn es steht fest, daß wir es bei den Oberammergauer Passionsspielen und ihrer faszinierenden Einwirkung auf die Menge mit einer Kulturerscheinung zu thun haben. Nur glaube man nicht, wir wollen daraus auf irgend eine neue Phase in der idealen Fortentwicklung unseres religiösen Lebens argumentieren. Gerade das Gegenteil! Ein Volk, welches das Heiligste, das es besitzt, gerade für gut genug zu irgend einer nicht ganz alltäglichen Schaustellung und damit zu einem besonders pikanten Nervenkitzel hält, das sogar keinen Anstoß nimmt an der nackten Thatsache des einfachen Gemeindegeschäfts, welches damit getrieben wird, — ein solches Volk ist meines Erachtens in seinem ganzen religiösen Gefühlsleben auf Abwege geraten, wie sie beklagenswerter kaum gedacht werden können.

Ich weiß ganz genau, was mir auf all das sofort erwidert werden wird. Man wird mir entgegenhalten, daß es sich hier ja gar nicht um eine sogenannte Schaustellung nach modernem Begriff, sondern um eine geheiligte Tradition aus dem Mittelalter handle, und ich erwidre darauf, daß der Besucher erst noch gefunden werden müßte, der in den Oberammergauer Spielen von heute noch eine Spur der mittelalterlichen Mysterien erlebt; denn deren Wirkung auf Zuschauer und Mitspielende erschien ja doch nur dadurch gesichert, daß beide Teile in ihnen einen unentbehrlichen Bestandteil ihrer gemeinsamen religiösen Erbauung sahen und sich genügen ließen an Vorstellungen, die nach allen Seiten hin auf dem gleichen Niveau mit der Alltagsbildung der damaligen Zeit überhaupt standen. Ich glaube wohl nicht erst betonen zu müssen, daß das Alles heute anders, ganz anders geworden ist. Seitdem dank der glorreichen Idee des Herrn Konrad Dreher unsere Bauern Komödie mit ihrem eigenen Bauerntum spielen gelernt haben und dabei von den modernen Kulturmenschen als salonfähig gemachte Naturburschen gebührendermaßen angestaunt werden, ohne daß auch nur ein Mensch an die traurige Lächerlichkeit einer solchen Dressur dächte; seitdem das ganze religiöse Leben der heutigen Generation in Nichts weiter als einer fadenscheinigen und manchmal zudem recht sehr durchlöcherten Schwärmerei für die Freiheit eines Christenmenschen besteht, und seitdem dieses herrliche Lutherwort nur zu oft der Deckmantel für allerlei moralische und soziale Sondergelüste sein muß — seit dieser Zeit wird wohl Niemand behaupten, daß die Oberammergauer Spiele und ihre Besucher in irgendwelchem innerlichen Zusammenhang mit jenen religiösen Schauspielen des Mittelalters stehen, bei deren Anblick ein deutscher Fürst in trübe Schwermut ob der Vergänglichkeit alles Erdenglanzes verfallen konnte. Mir, und wie ich weiß, Hunderten und Tausenden jedwelchen Standes und jeglicher Konfession steht deswegen so viel fest: das, was diese Scharen aus aller Herren Ländern nach Oberammergau treibt, kann nun und nimmer hervorgegangen sein aus der Sehnsucht des Menschenherzens nach seinem Gott, kann Nichts gemeinsam haben mit der heiligen Ehrfurcht vor dem, der in einer niedrigen Hütte zu Bethlehem geboren und an dem Kreuze auf Golgatha gestorben ist.

Ich sehe hier von einer ästhetischen Erörterung über die

*) Das Frommel-Gedenkwerk. Herausgegeben von der Familie. Berlin, Mittler und Sohn. Jeder Band ist einzeln käuflich. Frommels Lebensbild. Erster Band. Auf dem Heimatboden. Von Dr. Otto Frommel, Pfarrer. 1900. 4 Mark.
Es werden folgen: Zweiter Band der Lebensbeschreibung. Briefe aus der Seelsorge. Reden an vaterländischen Gedenktagen. Reden an kirchlichen Festen. Predigten. Kasualreden. Poetisches. Vermischtes.

Frage vollständig ab, ob Jesus Christus überhaupt auf eine Schaubühne gehört. Aber daß ich dieselbe meines Teils mit Entschiedenheit verneine, bekenne ich offen. Zuvörderst weil weder die gewaltigste noch die schlichteste Kunst jemals hinanreichen wird an die Tragödie von dem Wandel des Sohnes Gottes auf Erden, der zu sich lud alle Mühseligen und Beladenen, den Armen und Elenden das Evangelium verkündete, und den Kindern das Himmelreich versprach. Wenn man mich aber fragt, was ich mir als den Grund dieser modernen Oberammergauer Begeisterung denke, dann bekenne ich auch offen, daß ich diesen lediglich in jener trostlosen Uebersättigung und Blasiertheit unserer Gesellschaft von heute erblicke, die nach den tollsten Mitteln greift, um sich nur ein wenig wieder aufrütteln zu lassen; die, zerfallen mit sich selbst und hin- und herschwankend zwischen religiöser Gefühlsduselei und der Begierde nach Genuß, nach jedem Anlaß hascht, der ihr wieder irgend eine kitzelnde Aufregung oder auch die Gelegenheit bietet, mit ihrem vollen Geldbeutel und ihrer schrankenlosen Verschwendungssucht zu paradieren. Mir erscheint das Entzücken, in welches dieses Volkschaos bei all den Schaustellungen zu geraten pflegt, viel zu sehr pathologisch. Ich muß immer wieder dran denken, daß all diese angebliche Ergriffenheit und Begeisterung zuletzt doch nichts weiter ist, als so eine Art Nervenschock, so ein Versuch, sich selbst und Andere über die grausame Thatsache hinwegzutäuschen, daß hinter all dem nichts mehr und nichts weniger als der Ausdruck einer auf die Spitze getriebenen Sinnlichkeit steckt, die sich vor sich selbst in dem Mantel einer frommen Exaltation verbergen will. Ich glaube, wir besitzen einen drastischen, aber auch vollgiltigen Beweis dafür in dem angeblich berühmten und neuerdings wieder stark angepriesenen Roman der Frau Wilhelmine von Hillern „Am Kreuz,“ der zu einer letzthin von mir gelesenen und gleichfalls sehr charakteristischen Bemerkung, „daß dieser Christus natürlich ein tadellos schön gebauter Mann sein müsse“ einen widerwärtigen Kommentar bildet. Denn es dürfte wohl selten in einem deutschen Roman der Fall sein, daß unter dem Deckmantel religiöser Schwärmerei die nackte Lüsternheit des lebenssatten modernen Weibes so glorifiziert und doch zuletzt jedenfalls gegen den Willen der Verfasserin so sehr ad absurdum geführt wurde, wie in diesem Buche, das bei einem ernsthaften Leser nur Abscheu und Ekel erregen kann und z. B. auch bei seinem erstmaligen Erscheinen in der „Gegenwart“ die gebührende Würdigung fand.

Und wenn ich mir heute das Bild dieses Christus in Tricots und Stäckelschuhen ansehe, — wenn ich denke, daß dieser Mann, der den Heiligsten aller Menschen, den Helden der göttlichen Liebe und des göttlichen Leidens verkörpern will, sich ruhig anschwärmen läßt von hysterischen Weibern und verrückten Amerikanern, und daß er sich eine Minute stumpfsinnigen Anglotzens durch einen spleenigen Engländer mit einem blanken Hunderter bezahlen oder sich gar wie ein Wundertier für eine Zeitlang nach England schleppen läßt, — wenn ich mich da fragen muß, warum dieser nach seinem eigenen Bekenntnis doch so „innig fromme“ Mann nicht im heiligen Zorn entbrennt und die ganze Gesellschaft mit der Knute aus seinem Hause jagt: dann weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wo die so viel gerühmte Naivität aufhört und das traurige schlau berechnende Komödiantentum anfängt, das mit sich selbst und seiner heiligen Einfalt kokettiert und trotz ihrer sich so gut auf seinen Geschäftsvorteil und die ausgiebige Verwertung des Erbes der Väter versteht.

Das sind meine Gedanken. Weil mir unser Heiland, der einst die Wechsler und Wucherer aus dem Tempel trieb, zu hoch steht über allem Irdischen, darum gehe ich nicht nach Oberammergau! Denn ich möchte nicht das, was mir und uns allen zuletzt doch das Heiligste und Teuerste ist, herabgewürdigt sehen im Rahmen einer Theatermaschinerie und auf einer mit allem Raffinement moderner Technik ausgestatteten Bühne durch die schauspielerische Dressur der Menschen, die, wie wir immerhin noch zu ihrer eigenen Entschuldigung annehmen wollen, keine Ahnung von dem herben Kontrast haben, der sich im Lauf der Zeiten zwischen ihrer Tradition und der modernen Kultur herausgebildet hat.*)

Theodor Ebner

Verschiedenes

Soll man nach Oberammergau reisen?

Alles pilgert nach Oberammergau zum Passionsspiel: Weltenbummler und Sommerfrischler, Ferienreisende und Gebirgsbewohner, Engländer, Amerikaner und Deutsche, Katholiken und — Evangelische. Man sieht gern etwas Außergewöhnliches und will darüber mitreden können; man möchte einmal gerührt und erbaut werden. In der Presse ist reichlich Reklame gemacht worden, und die das Spiel einmal gesehen haben, werden nicht müde, Stimmung dafür zu machen. Dies allgemeine Interesse ist nicht ohne Grund: das Passionsspiel ist als einziges lebendiges Ueberbleibsel unter vielen religiösen Volksspielen früherer Zeit von besonderem geschichtlichen Interesse, auch in seiner jetzigen modernisierten Gestalt. Es ist auch nicht ohne dramatische und theatralische Wirkung. Eine Bühne, wie die Oberammergauer, in dieser Breite und Tiefe findet man überhaupt nicht mehr. Die Inszenierung ist vollendet. Die Kostüme sind farbenprächtig. Die Darsteller leisten als Schauspieler und Sänger Außerordentliches, wenn man ihren Bildungsgrad in Betracht zieht, obgleich nur wenige, wie der Darsteller des Kaiphas, auch des Christus, höheren Ansprüchen genügen. Die lebenden Bilder, altestamentliche Typen, welche die einzelnen Akte der Passion einleiten, sowie die Volksszenen, von Hunderten von Mitspielern dargestellt, sind derart, wie man sie nirgendswo ähnlich zu sehen bekommt. Einzelne Auftritte, wie die Kreuztragung, können auch religiös ergreifen. Trotzdem ist der Gesamteindruck nicht nur unbefriedigend, sondern teils ästhetisch, teils religiös verletzend. Für naive Zuschauer vielleicht nicht: Manche unter ihnen werden tief ergriffen und zu Thränen gerührt. Der größte Teil der Zuschauer jedoch kann nicht einen solchen Eindruck empfangen. Das Passionsspiel in der Art, wie es jetzt aufgeführt wird, ist innerlich unwahr. Unwahr ist es, wenn die Zuschauer als solche begrüßt werden, welche die Liebe zum Heiland zusammengeführt habe: man sieht Juden, auch Gleichgiltige, meist Leute, die sich nur amüsieren wollen. Ein Widerspruch in sich und eine Unwahrheit ist es auch, wenn ein Volksstück, das an sich durchaus naiven Charakter trägt, mit all dem theatralischen Pomp aufgeführt wird, den die moderne Bühnenkunst aufbieten kann. Dieses unwahre Verhältnis zwischen dem, was das Spiel ist und sein will, drängt sich unangenehm auf, mag es auch nicht Jedem zum Bewußtsein kommen. Einiges fordert geradezu Lachen und Spott heraus, so die Erscheinung des Engels in Gethsemane, der Selbstmord des Judas, das Krähen des Hahnes bei Petri Verleugnung, das Einschlagen der Gebeine der beiden Schächer. Anderes entwürdigt die heilige Geschichte, wie die Darstellung des Gebetskampfes in Gethsemane. Die Kreuzigungsszene ist teils gräßlich und daher nicht tragisch wirkend, teils auf theatralischen Effekt berechnet, daher religiös verstimmend: Letzteres gilt auch von der Himmelfahrtsszene. Nicht zum wenigsten wird endlich die Wirkung durch den Eindruck gestört, den man von dem ganzen Thun und Treiben in Oberammergau empfängt, als ob es nicht bloß auf die Darstellung des Leidens und Sterbens Christi, sondern auf ein Geldgeschäft ankomme. Gewiß ist dies nicht die Meinung der Veranstalter des Spiels — im Gegenteil. Aber die Verhältnisse sind größer als der gute Wille. Der gewaltige Fremdenzudrang zwang dazu, die großartige Halle zu bauen und das Stück den verwöhnten Ansprüchen des Städters gemäß zu gestalten, Cafés, Hotels und Verkaufsbuden zu errichten, die Preise für Kost und Logis sowie Eintrittskarten in einer Weise zu steigern, wie wir sie sonst nur an den internationalen Badeorten finden. Das aber muß gerade verletzend wirken, wenn man sieht, wie das heiligste Opfer selbstloser Liebe dazu dienen muß, um — Geschäft und Verdienst zu machen. Und wehe thut es, wenn man beobachtet, wie dadurch ein gesunder Volksschlag sittlich und religiös zu Grunde gerichtet wird. Alles in Allem meine ich und mit mir die den verschiedensten Berufsklassen angehörigen Besucher und Besucherinnen des Passionsspiels, die mit mir in Oberammergau waren, sowie viele andre, die ich sprach: Mag das Passionsspiel bei früheren Aufführungen Eindruck gemacht haben, so wie es jetzt aufgeführt wird, sollte es von keinem evangelischen Christen — um seiner selbst willen, aber auch der Oberammergauer Bauern wegen — besucht werden.

H Waitz

Die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung fordert ausdrücklich in der Wochenschau ihrer Nr. 28 vom 13. Juli, die mir erst am 23. zu Gesicht kommt, von Professor Jülicher Beweise für die Vorwürfe, die er in seinem Artikel zum Konitzer Mord der „positiven evangelischen Presse“ wegen ihres Verhaltens in dieser traurigen Sache gemacht habe. Ein Mann wie Jülicher schreibt nicht ohne Ursache; man mag sein Urteil beanstanden, aber man soll nicht

*) Wir haben in Nr. 26—28 zur unbefangenen Würdigung des Oberammergauer Spiels gesagt, was man sagen kann, und geben nun gern andern Stimmen Raum. Vgl. das Folgende von Einem der hingegangen ist. D H

öffentlich thun, als wäre er imstande dergleichen Vorwürfe ohne soliden Anlaß auszusprechen. Mir ist seine Kraft und Zeit zu kostbar, um ihn auf diesen direkten Appell der Leipziger Kirchenzeitung hin zu bemühen; ich bitte also mit dem fürlieb zu nehmen, was mir selbst zur Hand ist.

Jener Artikel in Nr. 26 Christliche Gedanken zu den Konitzer Vorfällen wollte dem Schmerz und der Entrüstung darüber Ausdruck geben, daß „die Presse, die es liebt, sich als die berufene Vertretung echt kirchlicher Gesinnung bei uns zu betrachten, die »positiven« Kirchenzeitungen nicht ausgenommen," eine des Christentums würdige Haltung gegenüber den Konitzer Vorfällen nicht gefunden habe, sondern offensichtlich mit der judenfeindlichen Stimmung in Westpreußen sympathisierte. Ich wiederhole aus unsrer Nr. 28, daß das derselbe Mann schrieb, den Herr Max Nordau auf Grund seiner Artikel in Nr. 13 und 14 d. J. des Antisemitismus verdächtig hielt!

Aber wie steht es denn mit der sachlichen Begründetheit des erhobenen Vorwurfs? Ich lese allein die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung nach. Natürlich hat sie nie gesagt: „es ist ein jüdischer Ritualmord," auch nicht rund heraus: „es ist ein jüdischer Blutmord," oder: der und jener Jude „sind die Thäter" Aber sie hat sich für eine Kirchenzeitung auffallend reichlich mit dem Verbrechen beschäftigt und dabei genau die mindestens zweideutige Haltung eingenommen, die Jülicher rügt. Ich schreibe folgende Stellen aus, indem ich das Bedenklichste unterstreiche:

Nr. 15 vom 13. April, die Osternummer, handelt in der Wochenschau an erster Stelle eine Spalte lang vom Judentum und seiner unerträglichen Selbstsucht, und exemplifiziert dann auf den „Knabenmord in Konitz," bei dem es „an Momenten nicht fehlt, die ganz wie seinerzeit im Fall Buschoff den dringenden Verdacht eines jüdischen Blutmordes nahelegen müßten." Eine halbe Spalte wird davon weiter gehandelt und aus der Thatsache, daß es in keinem einzigen bisherigen Blutmordprozeß „zur Aufklärung des Thatbestandes gekommen" ist, geschlossen: „Liegt nicht darin allein schon ein Moment, das keineswegs für das gute Gewissen des Judentums (!) spricht?" Die bisherige Praxis „des Judentums," die Entlarvung des Mörders auf alle Weise zu verhindern, „hat sich bis jetzt durchaus bewährt; noch niemals hat ein Jude wegen »Blutmordes« bestraft werden können." [Der mögliche Fall, daß in allen diesen Prozessen die Beschuldigung sich fälschlich gegen Juden richtete, ist offenbar hier ausgeschieden! Unmittelbar darnach heißt es weiter:] „Namentlich in den russischen (!) Beamtenkreisen weiß man sehr genau, wie es damit steht; noch weniger als anderswo ist in Rußland an Ermittelung und Bestrafung der Schuldigen zu denken. Dort übt der »Kahal« im Stillen eine Macht, von der man in Mittel- und Westeuropa, so fühlbar der jüdische Einfluß auch hier wird, denn doch Nichts ahnt."

Nr. 25 vom 22. Juni widmet dann wiederum ziemlich eine Spalte ihrer Wochenschau der Sache. Auffallenderweise hebt der Wochenschauer an: „Wir haben den Konitzer Knabenmord an dieser Stelle bis jetzt nicht berührt." Hat er vergessen, was er in Nr. 15 schrieb? Was er diesmal sagt, ist zunächst ganz verständig. Auf einmal springt der Ton um. „Ueberdies aber ist es sehr naiv zu versichern, daß sich in den »jüdischen Religionsurkunden« nicht auf den »Blutmord« Bezügliches finde. So Etwas schreibt man eben nicht auf, oder wenn man es thut, so zeigt man es wenigstens nicht den Christen. Der jüdische Khahâl birgt zahllose Geheimnisse, von denen kein Außenstehender Etwas ahnt." [Mit Ausnahme natürlich des Wochenschauers der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung und seiner Gesinnungsgenossen! Genau die unkontrollierbare Voreingenommenheit, deren Jülicher als Christ sich schämte!] „Das weiß Jeder, der Osteuropa näher kennt [so leicht ist also die Erfahrung jener ungeahnten Geheimnisse?]; Galizien und Rußland sind die Hüter dieser Dinge." — Zum Schluß: „Genug, das Ganze giebt ein wenig erfreuliches Bild, insofern es zeigt, wie weit der jüdische Einfluß in Deutschland thatsächlich reicht. Wenn die antisemitische Bewegung nicht so zerfahren und kopflos geleitet würde, wie es seit mehreren Jahren leider geschieht: die Dinge in Konitz könnten ihr zum »Jungbrunnen« werden und ihr zu einem neuen Aufschwung verhelfen".

Dieselbe Nummer druckt den Passus aus dem Reichsboten ab, der für Jülicher zum Anlaß seiner Aeußerung in unsrer Nr. 26 wurde und also auch anderswo besondre Beachtung fand.

Nr. 27, wieder in der Wochenschau: Darüber, daß die Untersuchung zu keinem Ergebnis führt, murren selbst viele liberale Blätter. „Dieses Murren ist aber freilich viel zu leise und zu vorsichtig abgetönt, als daß es an maßgebender Stelle den Eindruck machen könnte, den die Unzufriedenheit der Liberalen dort sonst selten verfehlt, und so bleibt sicher Alles beim Alten, d. h. die Juden erreichen wieder einmal ihren Zweck . . . ."

Die Leipziger Kirchenzeitung darf selbstverständlich sagen, daß ihre Auffassung der Konitzer Vorfälle die richtige sei; sie darf auch bedauern, daß wir nicht zu der gleichen hindurchgedrungen sind. Aber sie darf nicht sagen, daß sie Jülicher für sein Urteil über das Verhalten eines Teils der kirchlichen Presse durch ihre Behandlung der Sache keinen Stoff dargeboten habe. R

Zu dem Briefe des Herrn von Brandt. Zu dem Briefe Sr. Excellenz des Herrn von Brandt in dieser Nummer heute nur wenige Bemerkungen.

Es ist eine sehr ernste Sache für alle Freunde und Förderer christlicher Heidenmission, wenn ein Mann, dem Niemand den Beruf zum Urteilen absprechen kann, mit der vollen Wucht seines Namens solche Anschuldigungen gegen die Mission in China, vornehmlich die protestantische, vertritt. Aber was wir dabei als „ungeheuerlich" und „wenig zeitgemäß" empfinden, möchten wir doch wenigstens noch einmal deutlich sagen. Zeitgemäß sind ja die Vorwürfe gewiß, sofern sie an Tagesereignisse von größtem Interesse anknüpfen; unzeitgemäß aber darum, weil sie in dieser Art einen verstimmenden und niederdrückenden Eindruck auf Kreise machen müssen, an deren Patriotismus unsre gegenwärtige Politik die höchsten Ansprüche stellt. Diese Kreise werden die Allgemeinheit und Unbestimmtheit des gefällten Urteils mit uns als „ungeheuerlich" empfunden haben; denn so wenig wir zweifeln, daß von den Missionen in China Fehler genug gemacht werden, so wenig trauen wir einem Urteil, das ihr Gesamtwerk als Einen großen Fehler hinstellt.

Unserm Dafürhalten nach liegt jetzt Alles an einer möglichst eindringenden Aufklärung des Thatbestandes. Wir hoffen, auch Herr von Brandt wird sich der Einsicht nicht entziehen, daß nur eine festgegründete Mitteilung von Einzelvorkommnissen hier bessern und belehren kann. Was jedem Angeklagten recht ist, daß man ihn nicht nur beschuldigt, sondern auch sein Beweismaterial gegen ihn ausbreitet, ist den evangelischen Missionsgesellschaften billig.

Herr von Brandt irrt, wenn er meint, daß wir gegen eine buddhistische Mission in Deutschland Etwas haben: sie wird ja bereits öffentlich und ungehindert betrieben. Und Herr von Brandt kennt uns nicht, wenn er meint, wir wüßten katholisches Christentum und katholische Mission nicht zu tolerieren. Aber daß freilich katholisches und protestantisches Christentum gerade in ihren Beziehungen zur Politik und kaum weniger in ihrem Missionsbetrieb etwas Grundverschiedenes sind — das freilich ist eine Erkenntnis, die uns ganz abgesehen von unsrer persönlichen Glaubensüberzeugung so fest steht wie irgend eine natur- oder geschichtswissenschaftliche Thatsache sonst, und wir hätten sehr den Wunsch, daß auch Männer wie Herr von Brandt sich ihr nicht verschließen möchten. Je bestimmter man fühlt, daß der Urteilende die hier vorliegenden prinzipiellen und praktischen Verschiedenheiten nicht verkennt, desto schwerer wird die Autorität seines Urteils und seiner Erfahrung für ein ernstes Interesse wiegen. Und darauf, daß man vor allem in Missionskreisen auf ihn höre und von seinen Vorhalten Gewinn habe, muß es Herrn von Brandt ja ankommen. R

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag 7. August, 5 Uhr, Rosenau: Christentum und Politik.

Eisenach. Montag 1. Oktober, 4 Uhr: Wie kann die Lösung der christologischen Frage erreicht werden? D. Sulze. Dienstag 2. Oktober, 9 Uhr: Die Religion in der Schule. Baumgarten, Beyhl, Drews, Schiele, Schwartzkopff, Vollmer und A.

Magdeburg. Vierteljahrsversammlung. Freitag den 10. August, 3 Uhr, Wuthe Hasselbachstr. 1. Gäste und Damen willkommen. Professor D. Loofs: Christi Auferstehung im Lichte der ursprünglichen Vorstellungen vom descensus („Höllenfahrt").

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Soeben erschien:

Harnack, Professor D. Adolf

Das Wesen des Christentums

Sechzehn Vorlesungen vor Studierenden aller Facultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten. 1900

Mk. 3.20; geb. Mk. 4.20

Daß Prof. Harnack zu den bedeutendsten Theologen der Gegenwart gehört, unterliegt auch bei seinen Gegern keinem Zweifel. Obiges Buch bezeichnet er als die Quintessenz seiner religiösen, theologischen und historischen Erkenntnisse.

Das Buch dürfte die diesjährige Ferienlektüre der Herrn Theologen sein.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem
Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte

4) **Bernoulli, C. A.**, Das Konzil von Nicäa. M. —.80
3) **Bertholet, A.**, Der Verfassungsentwurf des Hesekiel in seiner religionsgeschichtlichen Bedeutung. M. —.80
16) **Bertholet, A.**, Die israelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode. M. —.80
1) **Duhm, B.**, Das Geheimnis in der Religion. M. —.60
6) **Duhm, B.**, Die Entstehung des Alten Testaments. M. —.60
9) **Fries, S. A.**, Moderne Darstellungen der Geschichte Israels. M. —.60
2) **Krüger, G.**, Die Entstehung des Neuen Testaments. M. —.60
5) **Löhr, M.**, Der Missionsgedanke im Alten Testament. Ein Beitrag zur alttestamentlichen Religionsgeschichte. M. —.80
12) **Martensen Larsen, H.**, Jesus und die Religionsgeschichte. M. —.60
8) **Meyer, A.**, Die moderne Forschung über die Geschichte des Urchristentums. M. 1.20
13) **Michelet, S.**, Israels Propheten als Träger der Offenbarung. M. —.60
11) **Sabatier, A.**, Die Religion u. d. moderne Kultur. M. —.80
7) **Saussaye, P. D., Chantepie de la**, Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. M. —.60
19) **Sell, K.**, Zukunftsaufgaben des deutschen Protestantismus im neuen Jahrhundert. 1900. M. —.75
10) **Soederblom, N.**, Die Religion und die soziale Entwickelung. M. 1.60
20) **Troeltsch, E.**, Die wissenschaftliche Lage und ihre Anforderungen an die Theologie. 1900. M. 1.25
18) **Vischer, E.**, Albrecht Ritschls Anschauung von evangelischem Glauben u. Leben. 1900. M. —.75
17) **Weinel, H.**, Paulus als kirchlicher Organisator. M. —.75
14) **Wernle, P.**, Paulus als Heidenmissionar. M. —.75
15) **Wildeboer, G.**, Jahvedienst und Volksreligion in Israel in ihrem gegenseitigen Verhältnis. M. —.80

WANGEROOG

Nordseebad. Prospekte versendet **Die Badekommission**

Engelswerk

C. W. Engels

in **Foche 31**, b. Solingen.
Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Preisliste (640 Seiten) umsonst und portofrei!

Pianinos v. Mk. 400.— an.
Harmoniums von Mk. 80.— an.
Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco.**
Wilh. Rudolph i. Giessen

Vollständig kostenlos

erhält jeder Abonnent der „Deutschen Frauen-Zeitung" eine alle 14 Tage erscheinende
***Musikbeilage** à 8 Seiten — **192 Seiten** p. Jahr*
Diese Musikbeilage enthält Stücke ernster wie heiterer Art für Klavier, Geige, Gesang etc. — Ebenfalls

gratis

*erhält jeder Abonnent ein Exemplar der alle 14 Tage zur Ausgabe gelangenden **Illustrierten Moden-Zeitung** mit **Schnittmusterbeilage**, die für jede **Hausfrau** wichtige **Kochbuchbeilage**, sowie noch 4 weitere Beilagen, als: **Hauspoesie, Jugendfreund, Stenograph. Unterrichtsbriefe** und **Ernst und Scherz**.*

Die „Deutsche Frauenzeitung" kostet trotzdem nur 1,50 Mk. pro Vierteljahr, erscheint 3mal wöchentlich (Dienstag, Donnerstag u. Sonnabend) und ist somit die billigste Zeitung für die Hausfrau. — Jedes Postamt nimmt Bestellungen an. Man verlange jedoch ausdrücklich die „Deutsche Frauen-Zeitung", Erscheinungsort Coepenick-Berlin 26.

Probenummern sendet der Verlag gratis und franko.

Drucksachen jeder Art

Broschüren und wissenschaftliche Werke
wie für buchhändlerischen und familiären Bedarf
fertigt correct und zu mäßigem Preise

Buchdruckerei Bauer
Marburg, Hessen

Im 7. Jahrgange erscheinen im unterzeichneten Verlage die

Internationalen Litteraturberichte

die sich die Aufgabe gestellt haben, den Leser über die Litteratur des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden Artikeln zu informieren.
Preis pro Quartal bei 14täg. Erscheinen M. 1.75, Ausland M. 1.85 franko.
Probenummern gratis und franko durch
C. F. Müller Verlag, Leipzig.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Unteroffizier und seine Civilversorgung
→ Preis 50 Pfg. ←
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Hochinteressant für All
und unschätzbar für Viele ist da
neu erschienene allseitig aufs bes
empfohlne Juwelenbuch: „**Vo**
Guten das Beste" über das Wich
tigste und Wissensnötigste für Jeder-
mann. 178 S. 8° fr. 1,15 M.
Einsdg. Nachn. 1,35 M.
Ferd. Otto, Weimar

Krankenpflegerinnen
vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höhere
Bildung, jeder Konfession, im Alter von
18—30 Jahren, die sich dem Beruf de
Krankenpflege widmen wollen, finde
Aufnahme, Ausbildung und eine gesichert
Lebensstellung. Desgl. finden in der Kranken
pflege bereits ausgebildete Schwestern jeder
zeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verei
Frankfurt a. M.

Einzelnummern
23 Pfennige,
direkt vom Verlag

Königl. Paulinenstift Friedrichshafen am Bodensee

Erziehungs- u. Unterrichtsanstalt für Töchter der gebildeten Stände v. 12—18 Jahren.
Eintritt Mitte Oktober oder Mitte Mai. Pensionspreis Mk. 800. — jährlich. Prospekte zu beziehen durch **Professor Knapp** Vorstand **Fräulein J. Späth**, Vorsteherin.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg